

# Tagebuch aus der Ruinenstadt

von Willy Fries

EVANGELISCHER VERLAG A.G. ZOLLIKON-ZÜRICH

Dieser Bericht  
von der Fahrt mit der St. Gallischen Hilfsexpedition nach  
München,  
in den letzten vier Tagen des Jahres 1945,  
ist meiner Frau gewidmet.

## 25. Dezember

Auf dem Weihnachtstisch liegt der Brief Martin Niemöllers an eine bayrische Frau, die mit seiner Haltung in der Frage der deutschen Schuld nicht einverstanden ist:

..Wahrscheinlich haben Sie noch nie eine Gaskammer von innen gesehen, haben niemals vor dem Krematorium in Dachau gestanden, in dem über eine Viertelmillion Menschen verbrannt worden sind; wenn man das sieht, dann vergehen einem die Sinne. – Nein, die Kirche hat nicht ‚gesiegt‘, sondern hat schmäählich ihrem Herrn und Heiland die Treue gebrochen, indem sie immer nur sprach: ‚Ich kenne den Menschen nicht‘; sie wusste, was vorging, und hat so getan, als gingen alle diese Opfer sie nichts an. Wie wollen wir das Wort der Gnade hören können, wenn wir unsere Schuld nicht sehen wollen, und ich finde überall Menschen, die sich selber rechtfertigen, es hätte mich ja das Leben kosten können; ich riskierte höchstens Stellung und Beruf; heute noch gibt es unzählige, die fragen: ‚War es denn wirklich so schlimm wie es die Zeitungen darstellen‘, und ich antworte immer nur: Nein, so schlimm war es nicht, es war hundertfach schlimmer! – Gewiss gibt es menschliche Entschuldigungen und Ausflüchte noch und noch, aber es läuft alles auf die alte Melodie hinaus: Soll ich meines Bruders Hüter sein? – Sie hätten diese selbstzufriedene Kirche in Treysa mal sehen sollen! ‚Wir haben das Volk richtig geführt, die Kirche hat nicht versagt, wir haben die reine Lehre gepredigt und sind nicht die deutschchristlichen Irrwege gegangen‘. – Unter diesem Gesichtspunkt wollen Sie bitte die Dinge mal betrachten; dann fragt man nicht mehr, ob andere auch gesündigt haben. Aber dann wird man

klein, und dann kommt das grosse Verwundern, dass Gottes Sohn für solche Menschen starb, wie wir es waren und sind, und dann tut sich eine verborgene Tiefe auf, in die wir stürzen, um in die Arme des Heilandes zu fallen. Aber die selbstzufrieden über die Oberfläche wandeln, zehnmal so viel zu essen haben, wie die armen Menschen in Berlin und hundertmal so viel wie die auf den Strassen des Ostens verkommenen Scharen von Hunderttausenden, die Menschen, die immer noch nicht sehen wollen, dass das Gericht eben erst angefangen hat am Hause Gottes, die werden's nicht machen. Auch nicht mit den süssesten Trostes Worten, die ja gar nicht trösten können, wenn einmal die Wirklichkeit hereinbricht, wenn der Boden plötzlich birst und die ganze Rotte Korah verschlingt, die sich anmasst, ohne göttliche Berufung des Priestertums zu walten. – Nein, die Kirche hat nicht ‚gesiegt‘, sie hat versagt und versagt immer noch, weil sie das Gericht um sie her auf alle Welt bezieht, nur nicht auf sich selber. Sehen Sie, das ist mein Anliegen, und davon lasse ich nicht um der Kirche und um meines lieben armen Volkes willen, damit niemand die Gnade versäume, die uns noch und vielleicht zum letztenmal in der Geschichte unseres Volkes angeboten wird. Da reden die Leute von Hilfsaktionen und beruhigen sich, wenn sie wieder mal einen Tropfen auf einen heissen Stein geträufelt haben, da reden sie von der einzig reinen Lehre des Luthertums und von der Notwendigkeit, dass man sich von den Calvinisten scheidet und ähnliche Gotteslästerungen, und das Messer Gottes sitzt ihnen an der Kehle, aber sie wollen's nicht wahrhaben. Sehen Sie, ich predige nur Gnade und nur Trost, aber Trost und Gnade für den Menschen, der sich vor Gott und seinem Urteil beugt wie der Zöllner in dem Gleichnis, und das sollte die Kirche heute tun. Ich weiss, welche jubelnde Lobgesänge die hungernde und verhungerte Gemeinde heute im Osten singt; ich habe zwischen ihnen gestanden und die Tränen sind mir gekommen, was nicht leicht geschieht, und ich will zurück zu diesen Menschen, die nicht anklagen, weil ihnen Unrecht geschehe, sondern Gott dafür preisen, dass er mitten im Gericht mit seiner Gnade bei ihnen ist. – Nein, Verbrecher sind wir nicht, wir haben niemanden gemordet, niemanden beraubt, niemanden mit Lust und Absicht gequält; aber wir erheben uns auch nicht mehr über die Menschen, die so etwas getan haben, weil wir um unsere eigene Schuld wissen und mitten in dieser Schuld um das einzige Wunder, das es gibt, um die Gnade Gottes in seinem eingeborenen Sohn. –

Das ist nun ein seltsamer Brief geworden, und ich weiss nicht, ob er Sie irgendwie überzeugen kann. Wer gesehen und erlebt hat, was



W.F.

H. K. ...  
Masters, 28.2.46

ich gesehen und erlebt habe, der fasst diese Dinge nicht mehr nach Menschenweise und mit der Kühle des Verstandes an, der gibt es auf, menschliche Schulden gegeneinander aufzurechnen und abzuwägen, der fragt aber auch nicht mehr, was die Feinde daraus machen; das zählt ja gar nicht, oder es zählt nur insofern, als diese Feinde plötzlich auch einmal den grossen Schrecken kriegen, und viele haben ihn schon bekommen, und wenn Gott unsere Gebete hört, dann gehen diesen Feinden auch eines Tages die Augen, Ohren und Herzen auf für die eine, rettende Botschaft, die in der Tiefe mit all diesen grausigen Menschen- und Teufelswerken fertig wird.

Gott behüte Sie, glauben Sie mir: Ich liebe mein Volk wie nur einer, gerade in seiner Schuld liebe ich es mit der Liebe, mit der Christus mich geliebt hat, und ich will ihm diese Liebe nicht einen Tag meines Lebens schuldig bleiben. Deshalb rede ich, wie ich rede.»

## *27. Dezember*

Einladung zur Teilnahme an der Hilfsexpedition für München. Pass-  
büro Proviantbeschaffung

## 28. Dezember

In der Frühe Föhn und Regen. Kaserne St. Gallen. Fünf Camions mit Anhängern werden beladen mit Kleidern, Wäsche, Schuhen, Mänteln, Strümpfen, Unterkleidern, Decken, Kinderbettchen, Spitalhilfe usf. Zusammen zwanzig Tonnen. Die Mitnahme von Lebensmitteln als Liebesgaben ist verboten, für den persönlichen Bedarf sind zehn Kilo erlaubt. Darüber werden sich manche Münchner freuen! Gegen Mittag Abfahrt der Wagenkolonne. Voraus vier Personenautos mit vierzehn Begleitern, darunter Georg Thüerer, dem die, Münchner Hilfe anvertraut ist, das Komitee mit zwei Ärzten, Männern vom Schulfach und Vertreterinnen des zivilen Frauenhilfsdienstes. Von der Grenzlandhilfe der vorsitzende Regierungsrat Müller. Die Wagen sind mit dem Roten Kreuz gekennzeichnet.

St. Margrethen. Längerer Aufenthalt an der Grenze. Einfahrt in die französische Okkupationszone. Ein Dutzend Briefe werden beschlagnahmt und verbrannt. Die *Nationalzeitung* wandert in die Hände des österreichischen Zollbeamten. Mehrstündiger Aufenthalt bis gegen Abend. Ein Einheimischer, der ebenfalls Briefe auf sich trug, wird abgeführt. Die Fahrbewilligung seines Autos wird ihm entzogen. Durch weitere Kontrollen nach Bregenz. Zusammengeschossener Häuserblock, wo die SS heftig Widerstand leistete, der von der österreichischen Widerstandsbewegung gebrochen wurde. Der in unserm Wagen seit der Grenze mitfahrende französische Leutnant berichtet darüber. Er hat in Belgien zweimal, bei Kriegsbeginn und -ende alles verloren. Deutsche Kriegsgefangene beim Brückenbau. Seit St. Gallen warmes Wetter. Vor Lindau junge Burschen der französischen Résistance mit ihren wattierten Westen und senkrecht am Kopf klebenden, blauen Kapfen. Sie haben als Erwachsene nur Krieg erlebt. Zigaretten hellen ihre Gesichter auf. Kontrolle vor Lindau. Einheimische sind selten zu sehen. Mädchen ohne Strümpfe.

Es dämmt, wie wir endlich der amerikanischen Zone entgegenfahren. Schnee und Eis auf der Strasse mehren sich. Nach der Brücke vor Memmingen kurzer Augenschein durch die Amerikaner. Es nachtet. Wetterumschlag. Starker Wind und Regen. Mindelheim, Buchloe, Landsberg werden im Tempo passiert. Die Camions fahren die bessere Autobahn über Ulm. Seit Memmingen häufen sich die Rückwanderer und Flüchtlinge auf den Strassen, ermüdet und oft torkelnd, in südlicher und nördlicher Richtung. Ein Kloster. Der Reisegefährte neben mir denkt dabei an eine heisse Suppe. Nach Landsberg

liegt ein mächtiger Tigertank am Strassenrand. Vor Pasing hellerleuchtete Lager der Amerikaner, Baracken umgeben von Bretterzaun und Beobachtungstürmen. In Sendling die ersten Ruinen vor München. Ganze Quartiere als Schuttmasse, denen wir, falsch gefahren, zweimal begegnen.

Einfahrt in die Stadt durch die Landsbergerstrasse. Lange Häuserreihen in Trümmern. Der Schutt der Strasse ist in die Häuserreste hineingeworfen worden. Skelett der ausgebrannten Bahnhofhalle am nächtlichen Himmel. Um den Bahnhof herum ein Ruinenfeld. Zeit: vor Mitternacht. Wegen des Ausgehverbotes nach 2230 Uhr ist kein Mensch auf der Strasse, man sieht und hört nur Jeeps, amerikanische Lastwagen und Military-Policecars. Durch die ehemalige Neuhauser- und Kaufingerstrasse zum Marienplatz. Stadtmitte. Gespensterhafter Anblick der noch stehenden Strassenfassaden. Fensterkulissen gähnen vor dem schwarzen Himmel. Aufgetürmte Backsteinhaufen. Die ehemals schöne Altstadt ist für immer zusammengestürzt. Vom alten Rathaus, das 1470 durch Ganghofer, den Erbauer der Frauenkirche mit Einbeziehung der alten Fundamente erneuert worden ist, stehen noch Mauern. Das neue ist glimpflich davongekommen. Die bekannte und berühmte Feldherrnhalle hat getrotzt. Ganze Quartiere um sie herum sind Steinhaufen. Die italienisch-barocke Theatinerkirche (erbaut 1663-1675) ist geborsten. Von den florentinischen Fassaden an der Ludwigsstrasse glotzen meistens rauchverkohlte Löcher zum Vorbeifahrenden herab. Auch die Universität ist schwer getroffen.

Auf dem Schweizer Konsulat in der Seestrasse Empfang durch den Konsul Frei. Willkommener heisser Tee! Die Schweizer Vertretung ist die einzige des Auslandes. Während der Besorgung der Schutzmachtangelegenheiten waren täglich bis zu zweihundert Personen im Hause, meist aber gab es keine Möglichkeit, ihnen Hilfe zu leisten.

Nach Mitternacht Abfahrt ins Schlafquartier im Altersheim Sendling ausserhalb Münchens. Neben mir schläft der Fahrer des «Stadt-bären», wie wir den grossen, alten Cadillac taufen, den uns die Behörde von St. Gallen zur Verfügung gestellt hat.

## 29. Dezember

0645 Uhr auf. Schwärzlicher Kaffee im Gästerefektorium. Das Altersheim beherbergt normalerweise achthundert Insassen beider Konfessionen. Der dritte Stock ist ausgebrannt, d.h. etwa dreihundert Personen mussten ausquartiert werden. Die Schwester berichtet, dass das Feuerwehrauto im Hofe einsatzbereit stand, aber nicht eingriff, weil von der Luftschutzzentrale der Befehl abzuwarten war. So brannte das Riesengebäude während einer Stunde. Die Feuerwehr schaute zu.

Unser Polizeiauto, der Stadtbär, will nicht anlaufen; er tut es der Feuerwehr gleich. Lindwurmstrasse, Sendlingertorplatz. Erste Strassenbahnen und Menschen. Sturm auf die Tramwagen. Statt Glas, zu meist Bretter in den Fenstern. Kein ganzer Wagen. Halt vor der St. Johann Nepomukkirche, 1733 erbaut und ausgestattet von den Brüdern Asam, den Malern der Decke in der Klosterkirche Einsiedeln. Georg Dehio sagt von diesem Kirchlein: «Es ist wohl nie (ausser von denselben Künstlern in Weltenburg!) ein phantastischerer Kirchenraum geschaffen, selten eine solche Formenflut auf ein räumlich so enges Gebiet ausgegossen worden. Kirchlich im Sinne aller bisherigen Zeiten ist diese Kunst nicht, aber sie ist eminent katholisch, insofern diese bestimmte ekstatische Stimmung nicht dem Rokoko überhaupt, sondern dem katholischen Süden zu eigen ist.» Mächtige Verwüstung im Innern. Die flach gewölbte Decke ist längs geflickt. Das reich schimmernde Kleid von Stuckmarmor, Vergoldung und Freskomalerei, für dessen ehemals schwelgerisch malerische Wirkung der einfache Baukörper nur materieller Untergrund bedeutete, ist verloren. Durch das nicht direkt sichtbare Fenster der Eingangswand fällt das Licht oben im Chorabschluss auf eine plastische Darstellung der Trinität, die inmitten chaotischer Zerstörung erhalten blieb. Diese in ihrer Art bezeichnende kleine Kirche Münchens wurde besonders geschätzt von Kardinal Faulhaber, was wir später erfahren. Dem danebenstehenden Wohnhause der Brüder Asam, ist die Fassade zertrümmert.

Kriegsministerium, später SS-Hauptquartier, jetzt amerikanische Militärverwaltung. Genau hier hört der Stadtbär auf zu brummen. Kein Benzin mehr. Noch zirka achthundert Meter bis zum Konsulat. Kein Telefon. 0940 Uhr. Um 10 Uhr Empfang beim Landesbischof. Hinauf zum amerikanischen Hauptmann, der Einsicht in unsere Lage hat und Benzin verspricht. Wir warten beim Wagen. Es kommt und kommt nicht. Ein vorbeifahrendes Auto nimmt mich gegen Zigaretten

zum Konsulat mit. Deutsches Geld haben wir nicht. Der Konsul gibt die nötige Gallone und einen Wagen dazu. Grochzend fährt der Stadtbär zum Landesbischof. Neue und alte Pinakothek, die grossen und bekannten Galerien, völlig zusammengeslagen. Die alte Pinakothek klafft in zwei Hälften auseinander. Keine Mitte mehr. In dieser Mitte habe ich vor neun Jahren ergriffen vor den Aposteln Dürers gestanden mit der Inschrift unter den Bildern (1526):

Alle weltlichen Regenten in  
diesen fährlichen Zeiten nehmen  
billig Acht, dass sie nit  
für das göttlich Wort menschliche  
Verführung annehmen.  
Dann Gott will nit zu seinem  
Wort gethon noch dannen  
genommen haben. Darouf horent  
diese trefflich vier Männer:  
Petrum, Johannem, Paulum und  
Marcum, ihre Warnung.  
(Es folgen die Warnungen der  
vier Apostel.)

---

Hessstrasse 22. Innere Mission, Markusgemeinde. Davor werden bereits die Camions abgeladen. Ein Drittel der Hilfe. Ein weiteres Drittel erhalten je die katholische Caritas und das städtische Wohlfahrtsamt. Eine bleiche, verhärmte Frau, die einen Sack hineinträgt, schluchzt mit strahlendem Gesicht: Wirklich, Kleidchen, Strümpfe für die Bänder! Durch Hinterhöfe ins Bügelzimmer des Diakonissenhauses, wo der Bischof zum Empfang eine Feier veranstaltet. Gesang. Vorne die Delegation, dann Kirchenräte, Pfarrer, Diakonissen, Gemeindeglieder. Zwischen zwei Kerzen die aufgeschlagene Bibel. Daneben Kanzel. Dieses Bügelzimmer ist zurzeit der einzige Gottesdienstraum der Evangelischen. Die sieben Kirchen sind zerstört. Die älteste protestantische Kirche Münchens, St. Matthäus, wurde schon 1938 durch Gauleiter Wagner geschlissen, um einen Parkplatz zu gewinnen.

Sie singen, wie wir als letzte eintreten.

Die Dankesrede des Landesbischofs Meiser lobt die Barmherzigkeit ohne Ansehen der Person, die brüderliche Hand, die sich über den trennenden Graben streckt und die Isolierung während langen Jahren überwindet. Die Schweiz, ein Land, von Gott ausersehen, habe nicht

mit den Waffen zuzuschlagen. Seine von Ihm gesteckte Aufgabe sei Wunden zu verbinden, Herberge der Gerechtigkeit und Freistätte der Barmherzigkeit zu sein. Er erinnert an Verwundete und Internierte im ersten Weltkrieg. Die schweizerische Hilfsbereitschaft ein Kennzeichen der Echtheit ihrer Kultur. Eine Kultur kann hochstehen, auch wenn sie nicht Wunderwerke der bildenden Künste oder der Dichtung aufweist, aber sie kann nicht hoch heissen, wenn ihr die Barmherzigkeit fehlt. Das Kreuz an den Wagen mit den Liebesgaben, das Kreuz im Wappen und dasjenige, an dem der Herr gestorben ist, stehen am Schluss

Georg Thürer antwortet für die Delegation. Er stellt mit Freude fest, dass eine Handvoll Weitsichtiger trotz der deutschen Einheitsmeinung den Mut hatte, dem Naziterror die Stirne zu bieten. Die so durchgehalten haben, sind gerettet worden. Für ihren Mut und ihre beherzte Treue dankt ihnen das Schweizervolk. Wir freuen uns, dass wir den Weg zu diesen Zentren des Widerstandes und der Liebestätigkeit aufnehmen durften. Dürers Weihnachtsbild, wo mitten in den Ruinen der neue Anfang gesetzt ist, zeichnet die Lage. 1946 jährt sich die Geburt Pestalozzis zum zweihundertsten Mal. In diesem Jahr übernimmt die Stadt und der Kanton St. Gallen das Patronat über München. Die Aufhilfe im Geiste Pestalozzis möchte ein Versuch zur Christophorusarbeit bedeuten.

Der Vorsteher der Innern Mission, Pfarrer Henninger berichtet: Von den achtzehn grossem Werken und Anstalten der evangelischen Liebestätigkeit ist eine einzige Anstalt unzerstört und betriebsfähig geblieben. Da sie in der kommenden Zeit nötiger als je gebraucht werden, muss man sie alle wieder aufbauen. Die Wiederinstandstellung eines zu einem Drittel zerstörten Hauses kostet hunderttausend Reichsmark. In einem Heim, in dem kleine Kinder untergebracht sind, kann man diesen das Laufen nicht beibringen, weil für sie keine Schuhe vorhanden sind. Stadt und Staat erwarten von der Innern Mission neue Heime für Schwerkriegsbeschädigte und Kriegsblinde. Zwei Häuser in Oberbayern, die dafür in Frage kommen, sind ausgeplündert, ohne Bett und Stuhl, ohne Installationen. Dringend nötig ist ein Diakonissenmutterhaus, da für die kommende Zeit, in der insgesamt siebeneinhalb Millionen Flüchtlinge fürs jetzige Reichsgebiet, davon eineinhalb Millionen für Bayern, erwartet werden, zu wenig Helferinnen vorhanden sind. In einem Haus am Tegernsee werden zwanzig Schülerinnen ausgebildet. Doch fehlt alles für ein Mutterhaus, vor allem Kleidung und Geld für die jungen Schwestern. Einziges Kapital: Das Vertrauen, dass Gott ein Werk nicht zuschanden werden lässt,

das wir im Blick auf die Not und im Gehorsam gegen die von Ihm aufgetragene Liebespflicht begonnen haben.

Unsere Bahnhofsmision fängt die *Flüchtlingsnot* auf. Nacht für Nacht treffen nach 22 Uhr Züge mit Hunderten von Heimatlosen ein. Menschenstrom in den Bahnhofsbunker. In Reihen liegen sie auf dem blanken Steinboden oder sitzen auf den Treppen, die zum Tageslicht heraufführen. Kranke und Gesunde, vermischt mit Durchreisenden. Seit Tagen haben sie weder zu essen noch zu trinken. Von hier gelangen sie mit Fragen und Bitten an die Innere Mission. Was ist dringender, Kleidung oder Essen? Wenn möglich, erhalten sie heißen Tee, warme Suppe oder belegte Brötchen. Mütter mit Kindern werden für einen eigenen Bunker ausgesucht, wo sie die Nächte auf Luftschutzbetten ohne Kissen und Bettbezüge verbringen. Das Elend wächst sprunghaft mit jeder Nacht. Plan- und ziellos, ohne Geld, ohne genügende Kleidung, ohne Hoffnung, in absehbarer Zeit wieder sesshaft zu werden oder Arbeit zu bekommen, flüchten sie von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, überall wird ihnen die Zuflucht verweigert. Sie erhalten höchstens Lebensmittelkarten für ein bis zwei Tage. Und die Lebensmittel? Wir können nichts geben. Wir haben nichts. Wenn Leute sterben, besteht Aussicht, dass andere Platz bekommen. Ein kleiner Teil wird in unserm Flüchtlingslager untergebracht, wo erst die ganze Not zum Vorschein kommt. Schwangere Frauen gehen barfuss im Schnee. Schwerkriegsgeschädigte lagern auf dem nassen Fussboden ohne Strohsack und ohne Decke. Entlassene Soldaten tragen ihre Wunden offen herum, weil sie nichts zum Verbinden haben und so auf Heilung hoffen. Hier zwei Beispiele unserer Betreuungsfälle: Soldat Tytzel, aus russischer Gefangenschaft. An der russisch-amerikanischen Grenze in Österreich hat er zufällig in einem Stall, in dem er Unterschlupf suchte, drei seiner Kinder gefunden. Auf die Frage, wo die Mutter sei, erklären sie ihm, sie hätten die Mutter mit den übrigen drei Geschwistern verloren, als die Amerikaner die Deutschen, die vor den Russen herflohen, zu den russischen Linien zurückschickten. Das siebente Kind, der dreizehnjährige Sohn, habe sich von den im Stall befindlichen drei Geschwistern getrennt, um Rüben auf dem Felde, vielleicht aber auch um den Vater zu suchen. Tytzel befindet sich mit seinen drei Kindern in verwildertem Zustand, hat nichts mehr am Leibe, was des Anziehens wert ist.

Das Beispiel eines Mädchens, das aus Posen geflüchtet ist: Ihre Mutter ist während des Krieges von den Deutschen, ihrer polnischen Abstammung wegen, getötet worden. Wo ihr Vater sich befindet, weiss sie nicht. Ihre Brüder sind im deutschen Dienste gefallen. Sie selbst

wurde, weil sie polnisches Blut in sich habe, in den vergangenen Jahren sterilisiert. Ein werdendes Kind hat man ihr genommen. Seither leidet sie unablässig unter starken Schmerzen. Arbeitsunfähig, gehört sie in ärztliche Behandlung, hat aber keinen Pfennig Geld.

*Die Not der entlassenen Soldaten:* Aus der Gefangenschaft bringen sie nichts mit als eine zerrissene Uniform. Seit Kriegsende sind weder Hemd noch Unterhose gewechselt worden. Kein Taschentuch. Alle bitten um Zivilkleidung, weil sie von der Strasse weg verhaftet werden, sobald sie sich in Uniform blicken lassen. Eben aus der Gefangenschaft entlassen, haben sie schreckliche Angst, wieder eingesperrt zu werden. Sie wissen nichts von ihren Angehörigen, sind zumeist ohne Existenz. Nichts ist ihnen geblieben, was das Leben lebenswert oder auch ein wenig behaglich machen könnte. Nur ihre erhaltene Freiheit. Aber weil diese das einzige ist, möchten sie sie nicht wieder verlieren. Sie können einfach nicht glauben, dass wir keine Unterhose und keine Jacke mehr für sie haben. Sie bleiben sitzen und gehen nicht mehr fort. Noch grösser ist die Not der kranken und verwundeten Soldaten, die aus den Lazaretten, oft nur halb gesund, entlassen werden. Nicht fähig, die Stiegen zu unsern Büroräumen hinaufzugehen, bitten sie die Strassenpassanten, sie heraufzutragen. Da warten sie, vorgestern vierzig an einem Vormittag. Viele haben sich von den Kameraden im Lazarett eine Uniform geliehen, damit sie überhaupt kommen konnten, denn sie wurden ohne Bekleidung, nur in eine Decke gewickelt ins Lazarett eingeliefert. Ein Schwerverwundeter, dem wir eine Unterhose zu geben vermochten, bat, ob er nicht in einen Nebenraum gehen und sie gleich anziehen dürfe. Es friere ihn so sehr; er habe seit sechs Monaten keine Unterhose mehr besessen.

Bisher habe ich nur von solchen Personen geredet, die eigentlich nicht nach München gehören. Auch die *Not der Einheimischen* ist zum Teil grenzenlos. Die Bevölkerung haust zusammengepfercht in Kellern, wo die Kellerdecke das Dach ist. Darüber ist alles weggebrannt. An der Stelle der Kellertüre hängt ein zerrissener Rupfen. Das Wasser fliesst unablässig die paar Stufen hinab. Man wundert sich, dass diese Menschen nicht an ihren vermodernden Strohsäcken hinschimmeln.

Der Fürsorgediakon der Innern Mission, seit zwanzig Jahren an dieser Arbeit und vieles gewöhnt, kommt mit den Worten: «Herr Pfarrer, ich kann nicht mehr. Diese Not halte ich nicht mehr aus. Gehen Sie doch herüber.»

Der Leiter der Innern Mission schliesst: «Sie verstehen es, wenn ich Ihnen sage, dass, wenn Ihre Gaben auch noch so gross sind, sie auf längere Zeit hinaus immer nur für einen einzigen Tag reichen,

am nächsten Tag schon steht uns wieder die gleiche Not in neuem Umfang gegenüber. Der deutsche Lazarus liegt vor der Schweiz. Sie haben seinen Jammerschrei gehört und uns geholfen. Helfen Sie uns weiter! Wir danken Ihnen von ganzem Herzen!»

Dekan Langenfass von der stark heimgesuchten Markusgemeinde beschreibt die *innere Not* seiner Menschen: Sie entspricht der äusseren. Viele verzweifeln an der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes. Wir wissen, was auf uns und dem deutschen Volke lastet, auch ohne die Schuldbekennnisse, die man so gerne von uns hören möchte. Wir wissen namentlich eines, was für alle gilt, dass diese Zeit uns wieder mit der Gestalt Johannes des Täufers vertraut machen muss, der ruft: «Tut Busse!» Es ist schwer, die Menschen zum Evangelium hinzu führen und zu rechter Busse aufzurufen, wenn so viele Hemmungen innerer und äusserer Art da sind. Ein alter Mann meinte letztthin: «Wie will man noch glauben, wenn man vor Frost und Kälte die Gedanken nicht mehr sammeln kann!» Wir müssen deshalb den Glauben wieder wecken durch die Liebe und Fürsorge, damit diese Menschen sagen: Sehet welch eine Liebe! Darum ist die Hilfe aus der Schweiz wertvoll als ein Stück Evangelium. Wir bitten Gott um das eine, dass unser zerschlagenes Volk seinen Glauben nicht noch mehr verliere, nachdem er ihm schon mit raffinierten Mitteln abgenommen wurde.

Lied eines Chores. Der Gesang klingt schwach, wie ein Hilferuf. Dank, kurzer Abschied. Eilig zum Rathaus, wo wir mit dreiviertelstündiger Verspätung eintreffen. Rede des Oberbürgermeisters Scharnagl: Das Ausland hat mit einem Recht, das wir nicht bestreiten, das deutsche Volk für alles Schwere verantwortlich gemacht, das über Europa gekommen ist. Unter dem Abgeschlossenheit haben wir sehr gelitten. Die Schweiz schafft wieder die neuen Beziehungen.

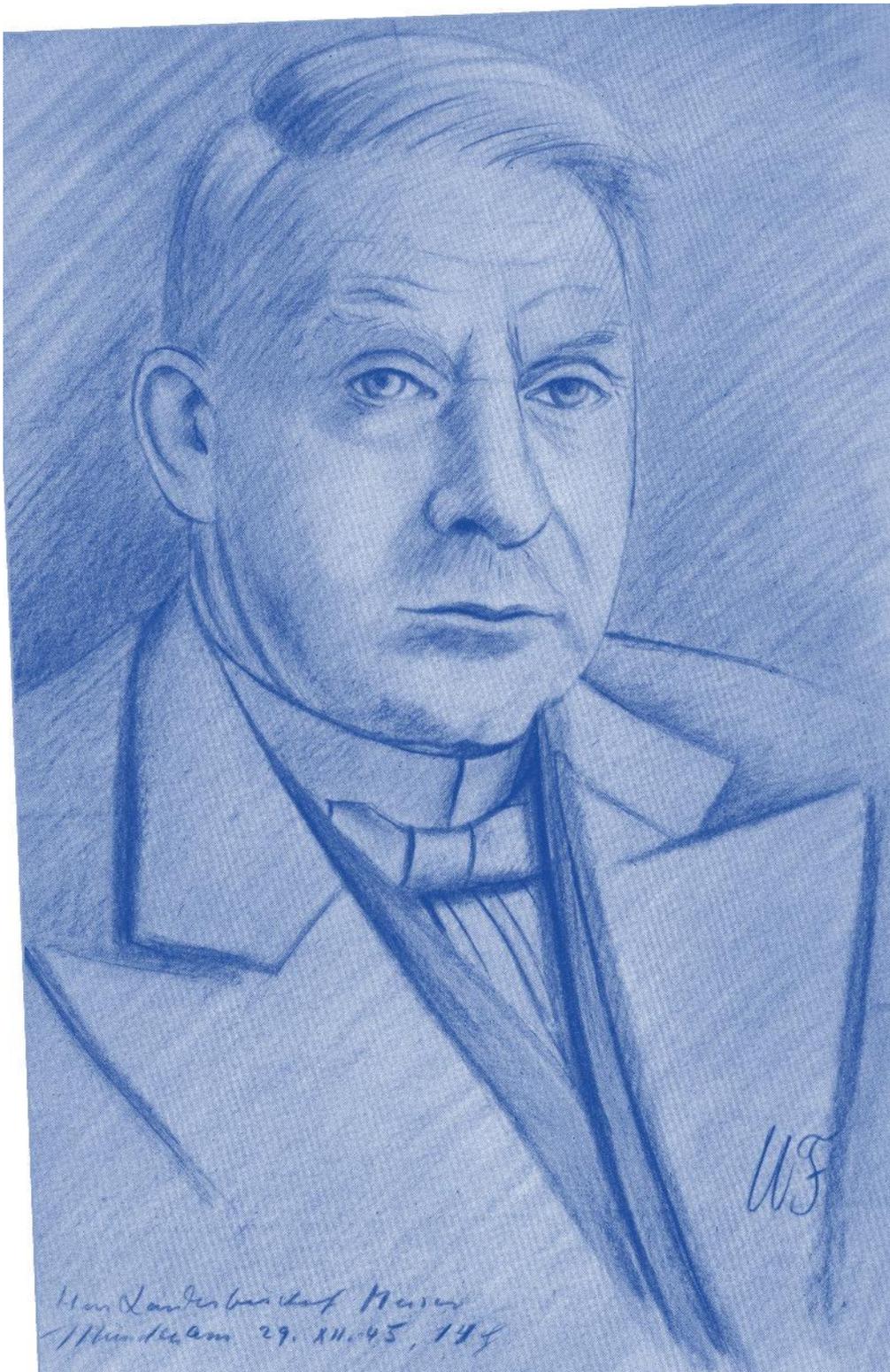
Der Oberbürgermeister stellt den neben ihm stehenden amerikanischen Stadtkommandanten Colonel Keller vor, dessen Mutter Zürcherin war. Lässig, mit gekreuzten Beinen, lehnt er am Tisch, das genaue Gegenteil von militärischer Haltung, wie sie an gleicher Stelle bei meinem letzten Aufenthalt in München, anlässlich der Altdorfer-Ausstellung 1938, von den Offizieren zu sehen war, Automaten, in denen alle menschlichen Regungen gefroren schienen. Sehr bald findet er es auch nicht stilwidrig, uns sein Gelüstlein für Glarner Schabzieger zu gestehen, den wir ihm «postwendend» nachzuschicken versprochen werden. Der Regierungsrat überreicht die Urkunde von Stadt und Kanton St. Gallen, in der München die Übernahme des Patronates für die zertrümmerte Stadt mitgeteilt wird. Sie enthält den Hinweis, dass hundertzehn Kinder-

bettchen von den St. Galler Buben gezimmert und von den Mädchen mit Wäsche ausgestattet wurden. Zusammentreffen mit Dr. Schaffner, dem Archivar. Er hat das ganze Stadtarchiv nach vierzehn entlegenen Punkten Bayerns gerettet. So blieben die wertvollen Dokumente erhalten. Das Gespräch mit dem städtischen Schulinspektor weist auf die Wiedereröffnung der Schulen hin, d.h. pro Tag eine Stunde pro Klasse. Mangel an Räumen und Heizung. Die untern Stufen wurden mit von den Amerikanern gedruckten Lehrmitteln versehen, bei den obern fehlen sie weitgehend. Die Universität wird im Frühjahr wieder eröffnet. Ein Glas Rotwein und Brötchen tun gut nach dem vielen Hören.

Turmbesteigung. Es ist wie ein Wunder, dass das Rathaus innen nicht gelitten hat und der grosse Turm mitsamt Lift noch steht, überwältigender Rundblick bis zur Zugs Spitze. Vor diesem Panorama, getrennt durch eine tiefliegende Nebelwand, die ausgebrannte Ruinenstadt. Der Stadtkern ein Schutthaufen. Es ist auffallend, wie gut die Türme der Kirchen die Bombenzeit überstanden haben. Die Turmzwiebeln der spätgotischen Frauenkirche (1488), die Wahrzeichen Münchens, sind mit Holz verschalt. Das Langhaus dieses von Ganghofer mit Backsteinen errichteten Domes, ist eingestürzt. Die Heiliggeistkirche des 14. Jahrhunderts, wie schmerzt dieser Anblick! Und der des schwergetroffenen Viertels von Schwabing, wo der ärmere Mittelstand wohnt! Das braune Haus liegt in braunen Trümmern. 1939 zählte München 852'000 Einwohner. Nach der Flucht 407'000. Gegenwärtig wieder etwa 625'000. 65'000 Ostflüchtlinge sollen angesiedelt werden. Von sämtlichen Häusern der Stadt sind 35% zerstört und ausgebrannt, 55% teilweise und 10% ohne Schäden. Wo immer in den Ruinen ein Zimmer eingerichtet werden kann, hausen Menschen, der grosse Teil aber in Kellern, Baracken und Bunkern. Das Volk lebt jetzt von seinen Sparpfennigen, bis sie zur Neige sind. 10-30% der Industrie (die Schätzungen schwanken) arbeiten wieder. Zahlungsmittel statt Geld: Zigaretten und Alkohol.

Vor allem fehlen Kleider und Schuhe. Keine Textilzuteilung seit Monaten. Ohne Baumaterial bleibt alles liegen. Es ist kaum ein Gerüst zu sehen. Die aufgestellten Geleise der Feldbahnen in den Strassen, im Volksmund «rasender Gauleiter» genannt, stammen aus der Bombardierungszeit.

Rasch hinunter und hinaus zum Konsulat, wo mich das Auto des Landesbischof Meiser erwartet. In Solln, ausserhalb Münchens, habe ich die Gelegenheit zu einer raschen Bildnissitzung. Die Zeit ist so knapp wie das Benzin geworden. Durchs Wagenfenster erkenne ich



Herr Landenbräuf Meiser  
München am 29. XII. 45, 1945

plötzlich das Chaos eines bombardierten Friedhofes. Der fahrende Chauffeur berichtet, dass Frankfurt und Würzburg, wohin er oft fährt, noch mehr zerstört seien als München.

14 Uhr. Nach halbstündiger Fahrt klopfen wir an die Türe des Landesbischofs. Die Sitzung beginnt gleich. Im Zimmer ist auch seine Frau, die in der Schweiz aufgewachsen ist und, wie Herr Meiser betont, heute noch sehr schweizerisch fühlt. Schlechtes Licht. Nihilominustamen! Landesbischof Meiser äussert Befürchtungen gegenüber dem Bolschewismus. Die Gefahren des Nationalsozialismus, dessen Katastrophenwirkung wir eben erlebt haben, stehen besonders vor meinen Augen. Er stimmt zu und erkundigt sich dann, ob Pastor Niemöller in die Schweiz aufgenommen werde. Soviel ich weiss, steht dem nichts im Wege. Doch meine ich um Niemöllers Absicht zu wissen, seine Hilfe dem deutschen Osten entgegenzubringen, was seinem Brief an eine bayrische Frau, der in der Schweiz auf Weihnachten eine starke Bewegung ausgelöst hat, zu entnehmen ist. Kann man von einem fremden Volke Busse verlangen? Wenn man selber solche tut, ja. Kirchen, die wie die deutsche und schweizerische, auf die gleichen geschichtlichen Wurzeln der Reformation zurückgehen, sind zu gegenseitigem Gespräch und Aufeinanderhören aufgerufen. Die Frage der östlichen Kirche, wie die der russischen, ist uns Schweizern nicht gleichgültig, in den Vordergrund aber schiebt sich naturgemäss das Verhältnis zur benachbarten deutschen.

Bischof Meiser verlangt für die evangelische Kunst eine neue, zeitgemässe Form. Die Zeit Rudolf Schäfers und Uhdes ist vorbei. Schwierigkeit, zeitgemäss zu sein und doch die Kunstgeschichte in ihren wesentlichen Schicksalen erlebt zu haben. Wesentlich erscheint ihm die Leistung Rembrandts. Evangelische Kunst müsse eine Armeleutekunst sein, d.h. ihren Geist haben und jedermann erreichen. Das Erzählen ist von Bedeutung, füge ich bei. Segantini, Hodler und Böcklin, spielen sie immer noch eine Rolle in der Schweiz? *Wer* sind heute die Massgebenden? Alles ist im Fluss. Es gibt die Hauptmacht der dem Menschen und dem christlichen Glauben gegenüber indifferent eingestellten Weltanschauung des *l'art pour l'art*, Anzeichen einer Hinwendung zum Menschen und die ernsthaften Anfänge einer neuen Begegnung mit dem Evangelium. Er spricht einer Verklärung des Schmerzes innerhalb der evangelischen Kunst das Wort. Eine Hilfe, Dialektisches auszudrücken, ist nach meiner Meinung die *Bilderfolge*, nicht aber der bewusste Versuch einer gleichzeitigen Verschmelzung von zwei sich gegenüberstehenden Dingen. So kann z.B. der Schmerz durch Ideali-

sierung des Menschen nicht «verklärt» werden. Solche Vermittlungsversuche bleiben Wunschbilder, die Künstler und Laien mit sich tragen und deren Versuch zur Realisierung in der Regel eine wenig eindrückliche Darstellung ergibt. «Verklärung des Schmerzes» ist, wie der Glaube, ein Ereignis, das sich unsern Händen entzieht.

Eine Tasse heisser Tee erquickt. Kurz war die Zeit, die uns für Gespräch und Bildnis blieb, hineingepresst zwischen die offiziellen Empfänge. Mit herzlichem Dank verabschiedete ich mich von Herrn und Frau Meiser. Der Landesbischof hat die Freundlichkeit, uns sein Auto weiterhin zur Verfügung zu stellen. Erst am nächsten Tage sollten wir die Tragweite dieses Angebots erfassen, als unsere Wagen wegen Batteriestörung und Benzinmangel ausfielen.

### **Autorennen zur Audienz der Delegation bei Kardinal Faulhaber.**

Um 16 Uhr vor dem Portal des erzbischöflichen Palais, wo die Teilnehmer bereits versammelt sind. Es dämmt stark. Im Halbdunkel des Saales sind zuerst nur die Umrisse des verdienten Mannes zu erkennen. Er gibt jedem die Hand und wendet sich gleich an die Gäste:

«Dieses Werk ist ein erfreuliches Schauspiel, weil aus unserm Nachbarlande, der Schweiz, so viele gute Menschen sich zur Hilfe zusammengefunden haben. Herzlichen Dank dafür! In einer solchen Lage fallen alle Grenzen zwischen Glaubensgenossen dahin, verpflichtend ist nur noch das grosse Gebot der Liebe. Diese Liebe fängt wieder an Brücken zu schlagen. Die Schweiz hat auch nach dem ersten Weltkrieg die erste Hilfe gebracht. Ich kann ihnen nicht sagen, wie ich mich über diese Gaben freue, weil sie für die Kinder sind. Es hat einen grossen innern Aufschwung gebraucht, wenn man weiss, wie die Stimmung gegen die Deutschen in der Schweiz war. Man soll aber nicht das Volk bis zu den Kindern und Unschuldigen hinab strafen. Es gibt doch noch, bei aller Schuld, eine Gerechtigkeit gegenüber den Unschuldigen. Es ist nicht die Schweiz, die von uns abrückt, das Land des Roten Kreuzes, nein, es wäre nicht schweizerisch, uns zu verlassen. Ihre Art und Tradition ist es, zu helfen, selbst wo Fehler, ja grosse Fehler begangen worden sind. Ich danke allen, die sich am Werk beteiligt haben. Es brauchte von jedem Einzelnen ein tapferes Bekenntnis.

Die Kinder dürfen nicht als schuldig mit hineingerissen werden. Auch bei den «Grossen» ist eine innere Wandlung zu verzeichnen. Am letzten Sonntag habe ich in Dachau eine Notkirche eingeweiht.

25'000 SS-Leute sind dort inhaftiert. Sie brauchten eine Kirche, weil viele von ihrem Eide auf Hitler abgestanden sind. 2'000 waren in der Kirche und über 10'000 davor. Sie haben sich innerlich gewendet. Heute Morgen habe ich Bericht bekommen, dass die Weihnachtspakete, welche wir den Inhaftierten durch die Caritas dorthin an alle jene gesandt haben, die von zu Hause keines bekamen, einen Jubel auslösten.»

Nach dieser Begrüssung setzen wir uns zu einem Gespräch, in dem wir noch allerlei Wissenswertes erfahren. Der Psalmengesang, der durch das fensterlose Nachbarhaus zu uns herüberdringt, ist der Gruss der griechisch-orthodoxen Kirche. Ohne ihr Wissen umgibt sie den Augenblick mit Festlichkeit, lässt eine Bruderschaft aufleuchten, die jetzt, wo mehr als das Glas zerbrochen ist, zwischen den Kirchen als Gebot der Stunde aufbrechen müsste.

Von dreiundvierzig katholischen Kirchen sind sozusagen alle zerstört. Neu instandgestellt sind drei heizbare Barackenkirchen, vorher Fliegerhallen. Schwerste Luftangriffe am 17. Dezember 1944 <sup>und am</sup> 7. Januar 1945. Beim letztem das furchtbare Zusammentreffen von Feuer und Schneesturm. Die Menschen drängten zum englischen Garten hinaus. Chaos, und grosse Zahl der Opfer. Der Kardinal hat die schlimmsten Angriffe in München verbracht. Zur Schuttauusräumung melden sich Freiwillige nach der Predigt. So einmal achtzig Männer und Frauen. Baumaterial ist nicht vorhanden.

Die amerikanische Presse ist gegen eine Hilfe der dortigen Caritas für Deutschland. In Irland sind Weihnachtspakete für Angehörige aufgegeben und angenommen worden Nichts ist angekommen. In den ersten Monaten nach der Besetzung ist in München viel durch die Amerikaner geschehen. Die ersten Offiziere wurden jedoch ausgetauscht. Auf Weihnachten, dem Fest des Friedens, habe er von Amerika Zeichen der Versöhnung erwartet. Weihnachten schafft doch so viel Spannung aus der Welt!

Die amerikanische und weihnachtliche Antwort an Kardinal Faulhaber dürfte Dr. Michelfelder, der rührige Vertreter der amerikanischen Kirchen in Genf, gegeben haben, welcher uns soeben, kurz vor dem Druck dieser Aufzeichnungen, von der Freigabe der Liebesgabensendung, in vorgezeichneter Bahn, benachrichtigt. Er selber hat die amerikanische Presse, auf was wir später zurückkommen, geradezu überschwemmt mit Artikeln, von denen der Aufsatz *Kinder müssen nicht sterben* eine weite Verbreitung und Beachtung gefunden hat. Zur Beeinflussung

der öffentlichen Meinung in Amerika durch die Presse wird in diesen Tagen in Genf ein Sekretariat errichtet, das fortlaufend Nachrichten von der wachsenden Not über den Ozean senden wird...

Damit Abschluss der offiziellen Empfänge. Wir steigen das breitangelegte Treppenhaus des Palastes hinunter, der, ein reifes Werk des Franzosen Cuvillié aus den Jahren 1733-1737, sozusagen unbeschädigt ist.

Unten wartet der Chauffeur des Landesbischofs. Fahrt zur Redaktion der einzigen Münchner Zeitung mit amerikanischer Bewilligung: *Die neue Zeit*, in den Räumen des ehemaligen *Völkischen Beobachters*. Bis jetzt sind zwanzig Nummern erschienen. Auflage 1¼ Million. Die Zeitung ist so begehrt, dass sie im Strassenverkauf kaum erhältlich ist. An Stelle der Parteistiefel sind wesentlich demokratischere Kleidungsstücke und Umgangsformen festzustellen. Redaktor ist der Verfasser dieses Albumverses:

Die Hühner fühlten sich plötzlich verpflichtet,  
statt Eier Apfeltörtchen zu legen.  
Die Sache zerschlug sich. Und zwar weswegen?  
Das Huhn ist auf Eier eingerichtet.  
So wurde schon manche Idee vernichtet.

Erich Kästner ist mit der *Lyrischen Hausapotheke* und den *Drei Männern im Schnee* auch in der Schweiz bekannt geworden. In den Redaktionsbureaus ungefähr die Luft und die Menschen Kästners. Vorher selber bedrängt im dritten Reich, schafft er jetzt an seinem völligen Zusammenbruch und hat dabei den Antisemitismus aufs Korn genommen. Er schenkt meinem Freunde und mir bisher erschienene Nummern seiner Zeitung.

Schnell zu Ruth Schaumann. Vorbei an aufgeschlitzten Häusern. Die Strassenbeleuchtung ist schlecht. Mit der Taschenlampe tasten wir durch den Hof. Frau Schaumann ist mit Mann und Kindern im Schwarzwald. Mit Ausnahme weniger Risse, ist das Haus, in der Nähe des Hauptbahnhofes gelegen, unversehrt. Die Verwalterin empfängt mit Freude einige Lebensmittel und ist sehr glücklich darüber, nicht zuletzt über die Zigaretten.

Zurück zum Konsulat, wo sich das Standquartier der Expedition befindet. Im abgeschlossenen Hofe werden die Autos parkiert und sind so vor Diebstahl und Plünderung geschützt. Ein Versuch, heute Abend

noch den Oberbürgermeister Scharnagl vor den Zeichenstift zu bekommen, misslingt. Da sich Kardinal Faulhaber für den nächsten Morgen um 9 Uhr eingerichtet hat, und der Nachmittag mit Ernst Wiechert verabredet ist, wird auch dieser Tag für den Oberbürgermeister nicht mehr in Frage kommen. Schade, denn sein loyales, väterlich besorgtes und doch zuversichtliches Gesicht hätte allzu gut als willkommene Variante in unsere kleine Galerie gepasst.

So sitze ich allein im Foyer des Konsulates. Der Attaché bietet sein Bureau mit mehr Licht an. Das ist fein, denn nun kann ich die ersten Notizen machen. Dann versinke ich in die grundlose Tiefe eines Klubfauteuils. Eingemauert in Papier und Leder lese ich *Unser Weihnachtsgeschenk*, den Leitartikel Erich Kästners in der *Neuen Zeit*:

«Diese Weihnachten ist es weniger denn je angebracht, dass sich der für den Festartikel abkommandierte Zeitungsmann einen doppelbreiten, schönwallenden, weissen Bart vors Gesicht hängt, ehe er zur Schreibmaschine tritt. Auch braucht er keine Kerzen am Schreibtisch anzuzünden. Es wäre unwürdig, die Situation durch eine festliche Beleuchtung verdunkeln zu wollen.

So wurde beschlossen, den herkömmlichen, feierlichen Aufsatz sorgfältig zu vermeiden. So werde ich auf den Tasten der Remington keine perlenden Variationen über das Thema « ... und den Menschen ein Wohlgefallen» zum Vortrag bringen. So werde ich nicht das traditionelle «Christfest der Armen» ergreifend zu beschreiben suchen. Sechzig Millionen deutscher «meistergeprüfter» Fachleute könnten das genauso gut wie ich. So werde ich aber auch dem heimatlichen Fragenkreis nicht ausweichen und über ferne Abenteuer wie «Mit Blitzlicht und Christbaum im dunkeln Erdteil» renommieren, noch - einen «Heiligabend bei den Eskimos» oder «Die missverstandenen Weihnachtskerzen» zum Besten geben.

Ich will versuchen, einen Weihnachtsartikel zu schreiben, von dem ich glaube, dass er zeitgemäss ist.»



Als ich am 10. November 1938, morgens gegen 3 Uhr, in einem Taxi den Berliner Tauentzin hinauffuhr, hörte ich zu beiden Seiten der Strasse Glas klirren. Es klang als würden Dutzende von Waggonen voller Glas umgekippt. Ich blickte aus dem Taxi und sah links wie rechts, vor etwa jedem fünften Haus einen Mann stehen, der mächtig

ausholend, mit einer langen Eisenstange ein Schaufenster einschlug. War das besorgt, schritt er gemessen zum nächsten Laden und widmete sich, mit gelassener Kraft, dessen noch intakten Scheiben.

Ausser diesen Männern, die schwarze Breeches, Reitstiefel und Ziviljackets trugen, war weit und breit kein Mensch zu entdecken. Das Taxi bog in den Kurfürstendamm ein. Auch hier standen in regelmässigen Abständen Männer und schlugen mit langen Stangen jüdische Schaufenster ein. Jeder schien etwa fünf bis zehn Häuser als Pensum zu haben. Glaskaskaden stürzten berstend aufs Pflaster. Es klang, als bestünde die ganze Stadt aus nichts als Glas, krachendem Glas. Es war eine Fahrt wie quer durch den Traum eines Wahnsinnigen.

Zwischen Uhland- und Knesebeckstrasse liess ich halten, öffnete die Wagentür und setzte gerade den rechten Fuss auf die Erde, als sich ein Mann vom nächsten Baum löste und leise und energisch zu mir sagte: «Nicht aussteigen! Auf der Stelle weiterfahren!» Es war ein Mann in Hut und Mantel. «Na, hören Sie mal», begann ich, «ich werde doch wohl noch ...» - «Nein», unterbrach er drohend. «Aussteigen ist verboten! Machen Sie, dass Sie sofort weiterkommen!» Er stiess mich in den Wagen zurück, gab dem Chauffeur einen Wink, schlug die Türe zu, und der Chauffeur gehorchte. Weiter ging es durch die gespenstige «Nacht der Scherben». An der Wilmensdorferstrasse liess ich wieder halten. Wieder kam ein Mann in Zivil leise auf uns zu. «Polizei! Weiterfahren! Wird's bald?»

Am Nachmittag stand in den Blättern, dass die kochende Volksseele, infolge der behördlichen Geduld mit den jüdischen Geschäften, spontan zur Selbsthilfe gegriffen habe.

Ich musste dieses «kleine Erlebnis» ausführlich berichten, um mein Thema im weiteren Verlauf unzweideutig klarmachen zu können. – Was war geschehen? Die Regierung hatte ein gemeines Verbrechen angeordnet. Die Polizei hatte die kommandierten Verbrecher während der Tat geschützt. Sie hätte jeden braven Bürger, der die Ausführung des Verbrechens zu hindern gesucht hätte, festgenommen. Und am nächsten Tage log die Regierung das Verbrechen in eine überraschende Volksaktion um.

Die gepriesene «Umwertung der Werte» war Wirklichkeit geworden. In diesem Fall und in Millionen andern Fällen. Und der Umkehrung der Werte entsprach die geplante und tausendfach erzielte Umkehrung des menschlichen und staatsbürgerlichen Gewissens. Ein Staat hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das dem Menschen eingeborene Gewissen und Rechtsempfinden innerhalb der Landesgrenzen

radikal auszurotten. Wer ein schlechter Kerl war oder wurde, konnte es weit bringen. Wer auf die Stimme in seinem Innern hörte, kam vor Gericht und wurde als Verbrecher – als «Staatsfeind» – verurteilt. Mörder regierten. Hehler waren Polizisten. Lumpen sprachen Recht. Und das Gewissen sass auf der Anklagebank. Gut und Böse, unwandelbare Massstäbe des menschlichen Herzens, wurden durch Gesetz und Verordnung ausgetauscht. Der Milchhändler, der einem unterernährten, «artfremden» Kind eine Flasche Milch zusteckte, wurde eingesperrt, und die Frau, die ihn angezeigt hatte, bekam das Verdienstkreuz. Wer unschuldige Menschen umbrachte, wurde befördert. Wer seine menschliche oder christliche Meinung sagte, wurde geköpft oder gehängt. Ein Mann, der vor 1933 Polizeioffizier gewesen war, wurde wegen achtbarer Handlungen in seinem ehemaligen Bureau von einem Menschen streng verhört, der ihm damals im gleichen Zimmer als gemeiner Verbrecher gegenübergesessen hatte. Jetzt sass nur eben der andere hinter dem gleichen Schreibtisch. Schauspieler, die eine widerliche Denunziantin auf der Strasse nicht mehr gegrüsst hatten, wurden zu Staatsrat Hinkel befohlen, der ihnen scharfe Strafen androhte, wenn sie die Dame weiterhin «schnitten». Wer einen unschuldig Verfolgten barg, musste um sein und seiner Familie Leben zittern. Als man mich einmal in der Bankfiliale, wo ich seit Jahren gut bekannt war, verhaftete, duckten sich die Buchhalter und Kassierer über Bücher und Geldbeutel, damit man ihre verstörten und ratlosen Gesichter nicht etwa sähe. Wer mein Freund blieb, war selber gefährdet. Wer sich abwandte, konnte ungestört Karriere machen. Der Lehrer, der den Schülern gegenüber bewusst log, blieb im Amt und avancierte zum Schulratshelfer. Wer die Kinder nicht anlügen wollte, flog auf die Strasse.

Man könnte jahrelang, ohne zu schlafen und ohne zu essen, solche und treffendere Beispiele aufzählen. Und es wird nötig sein, sie nach und nach aufzuzählen. Denn hier, auf dem Gebiete des Gewissens und Charakters lag das furchtbarste, der unheimliche Fluch jener zwölf Jahre. Die Männer an der Macht und ihre Partei erstrebten systematisch die grösste, teuflischste Seelenverderbnis aller Zeiten. Das Gewissen vieler, die nicht besser und nicht schlechter waren als andere Menschen auf der Welt, wurde ratlos. Was war Schuld? Was Unschuld? Was Recht? Was Unrecht? Der untrüglich die rechte Richtung weisende Kompass im Herzen des Einzelnen wurde durch einen aus der Hölle heruntergestürzten riesigen Magnetstein irritiert und täglich mehr und mehr ausser Kraft gesetzt. Man lebte immer weniger mit seinem Gewissen im Einklang. Viele wurden unsicher und

schwach. Viele rannten, nur um dem Inferno in der eigenen Brust zu entfliehen, die alten Wahrheiten wie Beschwörungen hinausschreiend, ins Verderben und unter den Galgen.



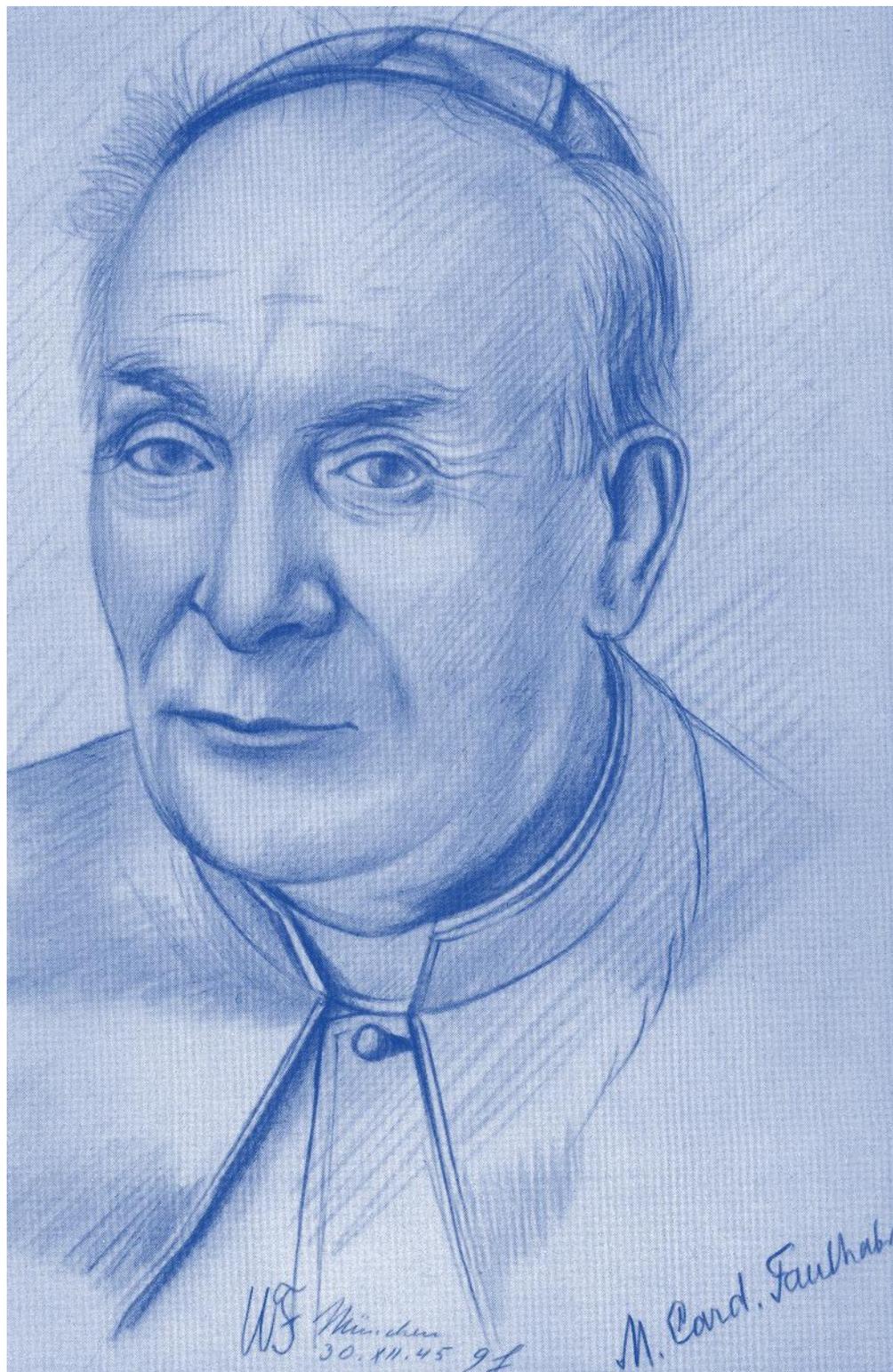
«Die Ratlosigkeit des Gewissens, das war das Schlimmste. Die Ausweglosigkeit aus dem morastischen Labyrinth, in das der Staat ein Volk hineingetrieben hatte und an dessen Ausgängen die Henker standen. Wer es nicht erlebt hat, wer nicht verzweifelnd in diesem Labyrinth herumgeirrt ist, der hat es zu leicht, den ersten Stein auf dieses Volk zu werfen.

Nun aber ist diese Qual, die Dante in seinem «Inferno» zu schildern vergass, zu Ende. Diese Qual, an der gemessen die Ängste während der schwersten Bombenangriffe auf unsere unverteidigten Städte Kindereien waren. Wir können wieder beginnen, mit unserem Gewissen in Harmonie zu leben. Was auch sonst kommen mag –, dass wir wieder das dürfen, ist ein Schicksalsgeschenk, über das wir uns an diesem Weihnachtsfest, erlöst aufatmend, aller Not zum Trotz, freuen wollen.»

Um 2130 Uhr werde ich nach Sendling abgeholt. Hoffentlich gibt es diese Nacht etwas mehr Schlaf. Aber zu scharfe Dauerwurst ist kein probates Mittel, wenn der Magen den Tag hindurch geknurr hat.

## *Sonntag, 30. Dezember*

Es hat geschneit. In hindernisreicher Fahrt, bei der uns der Stadtbär plötzlich die Hofausfahrt verstellte, an die Promenadenstrasse, Kardinal Faulhaber ist punkt 9 Uhr bereit und in einem kleinen geheizten Nebenzimmer seines Arbeitsraumes, dessen Licht sich am geeignetsten erwies, beginnt die Arbeit. Der fallende Schnee verdunkelt das einzige Fenster, dessen fehlendes Glas durch Rollglas für Blumen-



WJ München  
30.11.45 91

M. Card. Faulhaber

beete ersetzt ist. Trotzdem zieht es durch. Der Kardinal ist gütig und froh. Es ist eine Lust zum Schaffen, wenn auch die Zeit knapp ist.

Die Schweiz ist ihm nicht unbekannt. Während eines längeren Zürcher Aufenthaltes besuchte er oft die Versammlungen der Heilsarmee, die ihm sehr viel bedeutet. In England sind es die Quäker. Freude machte ihm der Besuch des Bischofs von Westminster. Die geschicktere Hand der Engländer bei der Besetzung führt er auf eine christliche Grundhaltung zurück. Die Hilfe der Amerikaner sieht er mehr allgemein-menschlichem Interesse entspringen. Betrübt ist er wegen der Übernahme von Begriffen durch die Amerikaner aus dem Wortschatz des Nationalsozialismus, z.B. «Ausrottung». Es schmeckt nach Vergeltung. Die tapfere Haltung der Bibelforscher in den Lagern und bei der Dienstverweigerung wird gewürdigt. Die Benennung ... «forscher» aber als unglücklich erklärt, da es sich beim Christen nicht nur um Forschen handle. Mit grosser Achtung spricht er auch von den Methodisten.

---

Der Antisemitismus erscheint ihm als die Wurzel der nationalsozialistischen Irrlehre. Der Kardinal war ursprünglich Professor für Bibelwissenschaft in Würzburg und Strassburg. Vom alten Testament her ist ihm die Judenfrage ans Herz gewachsen. In Berlin wurde von den deutschen Christen am 13. November 1933 im Sportpalast die Entschliessung bekanntgegeben: «Wir erwarten, dass unsere Landeskirche sich frei mache von allem Undeutschen, besonders vom alten Testament und seiner jüdischen Lohnmoral.» Der Vorstoss in München erfolgte durch die Angriffe auf die jüdischen Geschäfte an jenem denkwürdigen frühen Morgen des 8. November 1938. Der Chauffeur des Wohlfahrtsamtes, der vorher bei der städtischen Omnibusgesellschaft angestellt war, erzählte mir später, dass sie dem Sturm vorgängig die Parteiführer ausserhalb Münchens führen mussten, wo eine Sämerei stattfand. Dabei wurde beschlossen, nach der Rückkehr loszuschlagen. Tiefen Eindruck machte ihm das Bild eines kurz und kleingeschlagenen Musikinstrumentenladens. Der Kardinal berichtet, wie zuerst auch in seiner Umgebung Schaufenster eingeschlagen wurden und schliesslich die Steine gegen seine eigenen Fenster flogen und sie zertrümmerten. Man versuchte das grosse Tor des Palastes einzudrücken, was beinahe gelang. Im letzten Moment sei aber der Gauleiter eingeschritten. In der Presse wurde das Märchen von der «spontanen Volkswut» verbreitet. Hier möchten wir eine Stelle aus einer seiner Adventspredigten des Jahres 1933 festhalten. Nachdem der Kardinal die Verschiedenheiten der katholischen und evangelischen Glaubensgrundlagen aufgezeigt hatte, sagte er: «Wir reichen den getrennten

Brüdern die Hand, um gemeinsam mit ihnen die heiligen Bücher des alten Testaments zu verteidigen und dem deutschen Volk dieses kostbare Lesegut für die christliche Schule zu erhalten.»

Schliesslich erzählt er das Martyrium eines einfachen Angestellten in Dachau. Hier hindert mich die zeichnende Arbeit, alle Einzelheiten dieser mannhaften Geschichte festzuhalten. Frau Niemöller wollte ihn zweimal besuchen. Ihr Mann war mit einem katholischen Domherren zusammen im «Ehrenbunker» in Dachau, wo sie keine Sträflingskleider zu tragen brauchten und besseres Essen bekamen. Sie soll sich auch des Mitgefangenen ihres Gatten sehr gütig angenommen haben. Niemöller selber hat er nie getroffen.

Das Gespräch geht über zu Kunstfragen. Der Kardinal wirkte am Dom zu Speyer. Dort machte er die Erfahrung, dass ein Architekturwerk gesammelter und eindrücklicher für sich allein spricht. Es ist besser, wenn die Menschen am gleichen Ort nur ein grosses Werk sehen, als wenn sie durch viele, wie in der Stadt, im Eindruck behindert werden. Dasselbe stellen wir für die Malerei fest, so zum Beispiel den Grünewaldaltar in Kolmar, der als einzelnes gehaltvolles Werk an diesem Ort geschlossener wirkt. Nun reden wir von den Tücken des Stehens bei Bildnis-»Sitzungen«. Schwer ist die Haltung in der Knickung oder Beuge. Dabei kommen wir auf die Haltung der Maria unter dem Kreuz, die ich in der *Passion* zusammenknickend darstellte. Der Kardinal bezieht den biblischen Text: «Maria stand», auf ihre Kraft und Standhaftigkeit unter dem Kreuz.

Mit Interesse verfolgt er die zeichnerischen Bewegungen und äussert Gedanken über die menschliche Hand, in der Kunst das Werkzeug des Geistes. Die biblische Handauflegung bedeute ihm viel. Er bezeichnet die Gnade als den Bezirk der Übernatur, in deren Bereich die Handauflegung gehört. Es läutet. Wir werden unterbrochen durch den verfrühten Neujahrsbesuch der Verwandten des Kardinals, die ausserhalb wohnen, und Abschied nehmen wollen, weil sie verreisen.

Ich habe eine halbe Stunde Zeit, mich im Raume umzusehen. Vom Treppenhaus gelangt man durch zwei Vorzimmer in dieses kleine Gemach, das seitlich von seinem Arbeitszimmer liegt. Ein Tisch mit Stühlen, ein Christbaum und eine Weihnachtskrippe.

Eindrücklich ist der sehr einfach gehaltene Tannenbaum. Rote Kerzen, ein paar Kugeln, Eiszapfen und Sterne. Zuoberst ein Engel der Verkündigung in herber Bewegtheit. Unter dem Baum das liegend dargestellte Jesuskind. Auf der andern Seite der Türe, auf einem Schränkchen eine kleine Krippe, die der Kardinal, wie er mir später

erzählte, von einer Künstlerin gekauft hat. Ein richtiger Ruinenstall, hochgebaut, mit Moos, durchlöcherten Schindeln und Balken. Maria kniet anbetend vor dem Kindlein. Josef, der Hirt mit einem Korb Gaben, ein ganz kleiner Engel. Fünf pelzige Schäfchen marodieren kreuz und quer durch den Stall. Die Figuren sind schlicht aus rohem Lindenholz, unbemalt. Daneben steht eine einzige rote Kerze im Tannenkries.

Von der vorüberrauschenden Schwester erfahre ich, wie es mit dem Kaffee steht. An Stelle der gewohnten Einspritzung hat der Arzt dem achtundsiebzigjährigen Kardinal morgens täglich eine Tasse Kaffee verordnet, was ihm besser bekommt, anregt und abends doch wieder schlafen lässt. Schon 1030 Uhr, die Zeit, zu der die Sonntagsbesuche beginnen. Der Kardinal kommt zurück. Ich denke, dass wir bald aufhören müssen. Aber er findet, ich hätte ein Anrecht auf die ausgefallene Zeit. Endspurt. Er ist guter Laune. Einen dazwischenkommen den Besuch verschiebt Eminenz auf später. Nun müssen wir das Reden unterbrechen, um Zeit zu gewinnen. Es ist 1140 Uhr. Der Zeichenstift hat sein Möglichstes getan. Wie wir davon sprechen, dass man in der Malerei noch wesentlich weiter gehen könne als in der Zeichnung, stellt er sich für Sitzungen zu einem Tafelbild im Frühjahr bereitwillig zur Verfügung. Dabei wird auch Kleid und Schmuck auf das Bild kommen. Mit Dank nehme ich Abschied. Er verehrt mir noch sein Buch: *Judentum, Christentum, Germanentum*. (Sehr Freude machen ihm eine Büchse Nescafé und ein Ankenmödeli). Ich soll ihn beim nächsten Münchner Aufenthalt sofort aufsuchen.

An der Pforte erwarte ich das Auto, das mich nach Wolfratshausen abholt. Die dem Palais gegenüberliegende bayrische Bank ist glimpflich davongekommen. Die Fenster sind mit Rollglas versehen. Ein eigentümlicher Anblick bieten die durch die Fenster stehenden Ofenrohre, verstreut über die ganze Fassade.

1230 Uhr Abfahrt zu Ernst Wiechert. Während der Motor in gleichmässigem Rhythmus den Takt klopft, der Schnee in schweren Flocken auf das Land fällt, hören wir die Worte des Dichters an die Jugend:

«Am ärmsten aber seid ihr, weil ihr euer Wesen verloren habt. Ihr hattet eure Jugend und man stahl sie euch, nicht nur eure Zeit, eure Liebe, eure Arbeit und eure Pläne. Man hat euer Herz vergiftet und nun ist es leer. Man hat euch verdorben, was ihr in euren Händen hieltet und was euch überkommen war aus dem edelsten Schatz der Menschheit. Man hat es vor euren Augen bespieden, euch

gelehrt, es selbst zu bespeien: Götter und Menschen, Bilder und Tafeln. Man hat euch die Liebe zerstört, die Duldung, die Achtung, die Reinheit. Man hat euch töten und hassen gelehrt, höhnen und verachten. Man hat euch gelehrt den Fuss auf das Leidende zu setzen, und über Mensch und Tier seid ihr lächelnd dahingegangen, die Hand nach der versprochenen Krone ausgestreckt, und als ihr sie ergriffet, war sie eine glühende Krone, die euch verbrannte, die Krone des Bösen oder Erlögenen, ein Traum, ein Betrug, ein Nichts oder ein Schemen.

Und nun hadert ihr, wie Betrogene hadern. Ihr wurdet belogen und nun glaubt ihr, dass alle euch belügen werden. Ihr habt nichts und nun glaubt ihr, dass niemand etwas haben dürfe. Ihr dachtet, dass man euch Triumphbögen bauen werde und nun starren die Ruinen euch an. Ihr dachtet, dass ihr im Rechte seid und nun flucht ihr der Gerechtigkeit, weil sie euch vor ihren Thron ruft. Ihr dachtet, dass ihr wiederkehren würdet wie Saul und statt der Königskrone gewannt ihr einen Bettelstab. Ihr denkt, dass eure Richter Gewalt sprechen statt des Rechtes. Ihr hasst die Sieger und diejenigen unter den Besiegten, die euch nicht rühmen. Euer Weg ist zerbrochen, euer Ziel, eure Waffen. Aber euer Hochmut ist nicht zerbrochen und aus dem Hochmut kommt das Trugbild des Verkannten, des zu Unrecht Geschlagenen, des Verratenen, des eigentlich Treuen, wo alle untreu geworden sind, und wie ihr glaubt, dass ihr gehasst werdet, so hasst ihr, wie Tiere im Käfige hassen und durch die einmal geöffneten Gitterstäbe würdet ihr den alten Sprung von Neuem beginnen, den Sprung nach Blut, nach Speise, nach Vergeltung, nach der Freiheit, wie ihr sie meint. Ach liebe Freunde, möchtet doch eure Augen sehend werden, und mit euren Augen euer Herz! Nach diesen ersten Monaten der Abrechnung, des verstörten Erwachens, des Taumelns aus den Reichen der Gewalt in die Reiche des Rechtes, wenn auch eines harten Rechtes, nach diesen ersten Monaten, in denen wir alle harte Worte sprachen, weil das Wort uns wieder gegeben war nach zwölf Jahren, ist ja niemand unter uns, der euch noch anklagen will, euch richten und verurteilen will. Das Erbarmen ist ja wieder aufgewacht aus seiner Unterdrückung. Das Vergangene ist da, aber es ist nicht als ein Ruf des Gerichtes da, sondern als eine Stufe der Zukunft. Der Gram, der Schmerz, die Schande, wir wollen sie ja nur still bewahren in unseren Herzen als eine Saat des Kommenden für uns. Wir wollen sie nicht verlieren, denn wir können es nicht, aber wir wollen nicht zu euch reden davon. Eure Herzen sind wund, und es war ja niemals

unseres Amtes wunde Herzen noch wunder zu machen. Wir sehen nun, dass ihr leidet und alles was wir wollen, ist, euch zu zeigen, dass ihr das Leid segnen sollt statt ihm zu fluchen.

Vor dem Segen aber steht die Erkenntnis, und dieses erst müsst ihr glauben und uns erlauben, dass wir versuchen, euch erkennen zu lassen, wie wir erkannt haben. Denn wozu hätten wir unser Leben angewendet, wenn wir nicht einiges besser erkennen könnten als ihr? Zumal das, was ihr nie besessen habt: die Freiheit zum Beispiel, oder das Recht oder die Gottesfurcht.

Zweierlei ist es, was ich von den Hadernden unter euch höre: den Satz, dass ihr geglaubt habt und deshalb unschuldig seid. Und den Satz, dass ihr zwar nicht geglaubt habt, aber dass euer zu wenige waren, ja, dass der Einzelne ganz und gar zu wenig war, um gegen die Gewalt aufzustehen. Und dass diese erst recht unschuldig seien.

(Von denen aber, die weder das eine noch das andere glauben, weil sie meinen, dass Recht geschehen sei in diesen zwölf Jahren, wollen wir nicht sprechen, weder von, noch zu ihnen, denn ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Sie sind Unmündige, und das Schicksal muss sie erst anrühren, ehe sie erkennen, was Blut und Tränen sind.)

Den andern aber muss ich dieses sagen: Wer an den Wahn glaubt, ist nicht unschuldig vor seinem Geist, denn nur der Ungeist glaubt an den Wahn. Es gibt nicht nur eine Sünde wider den heiligen Geist, sondern auch wider den irdischen Geist. Wer der Phrase verfällt, dem Betrug, kann bedauert werden, aber er hat gefehlt und Fehl ist Schuld, und Schuld verlangt Sühne.

Und wer geglaubt hat, dass er nicht aufstehen könne gegen die Gewalt, ist schuldig. Nicht schuldig vor dem irdischen Richter, aber schuldig vor seinem Gewissen und vor Christus. Er hat verleugnet und Verleugnen ist Schuld. Wenn ein Pferd geschlagen wird auf der Strasse, hart und roh geschlagen, sind wenige unter uns, die das Wort oder ihre Hand gegen den Täter erheben. Die andern aber schleichen sich davon und sagen, dass es zwecklos sei, gegen rohe Gewalt aufzustehen mit der eignen schwachen Kraft. Sie sind nicht schuldig vor dem Richter, denn kein irdischer Richter bestraft das sich Abwenden von Roheit und Gewalt. Aber sie sind schuldig vor ihrem Gewissen, vor Christus und vor dem Himmel der Pferde. Und mehr, meine Freunde, ist es nicht, was wir als Erkenntnis von euch verlangen ..

(Aus Ernst Wiechert: *Zuspruch und Tröstung*, 1945.)

Nach einer guten halben Stunde durchfahren wir Wolfratshausen. Die Strasse steigt hinauf zum Hof Gagert. Der Dichter wohnt in der Einsamkeit seiner *Menschen und Wälder*, seines *Einfachen Lebens* und des *Kinderkreuzzuges*, in dem ein armer Knecht, der ins falsche gelobte Land aufgebrochenen Jugend das Brot des Lebens anbietet. Die Tochter öffnet. Bald sehen wir Ernst Wiechert und seine Frau. Sie haben uns erwartet. Die mitgebrachten Gabenpakete, mitsamt dem Scherf lein der Witwe, werden ihnen übergeben. So verdunkelt für sie die Zeit ist, so sehr leuchtet aus ihr wieder der Glanz rechter Freude und Dankbarkeit. Wir sind indessen die vielmehr Beschenkten. Der neue, in München erschienene Roman *Die Jerominkinder* wird jedem Gast in die Hände gedrückt. Auch seine *Rede an die deutsche Jugend 1945*. Nach einer kurzen Plauderei in den weichen Stühlen am Ofen wird dem Maler die Freude zuteil, den Dichter vor den Zeichnungsstift zu bekommen und das Folgende muss man sich unter zeitweiligem «Redeverbot» des Darzustellenden vorstellen. Während der Dichter, in eine Decke gewickelt, ruhig im Lehnstuhl sitzt und der Blick zum verschneiten Wald hinübergleitet, tritt sein Bild immer eindringlicher vor des Malers Auge, als eines, in das der *Totenwald* seine Kerben tief eingegraben hat. Er sieht mit dem Dichter jene Männer vor sich, die unter den gefällten Buchenstämmen quer durch das Lager keuchen. «Das Holz war grün und schwer wie Eisen. Sie schoben schwere Knüppel unter den Stamm und legten sie auf ihre wunden Schultern. Neben ihnen gingen Vorarbeiter und Posten mit Stöcken. Sein Leben lang wird Johannes einen Buchenwald nur mit Grauen anblicken können». Der Zeichner denkt an den Buchenstamm, der ihn beim Malen seiner *Passion* begleitet hat. Jesus Christus trägt das schwere grüne Holz quer durch Juden, Christen und Heiden hindurch nach Golgatha. Vom grünen Holz des Buchenstammes herab verhallen seine Worte in die Runde: «Mein Gott, warum hast Du mich verlassen», und vom Buchenstamme her geht das Wort an den reuigen der beiden Mörder: «Wahrlich, ich sage dir, noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein.»

Der Maler bedauert die Kürze der Zeit, die ihm nicht erlaubte, dieser Verheissung im Antlitz des Dichters weiter nachzugehen, und so möge sein Bild ein herausgebrochenes Stück sein aus dem Walde, dem Meer unsäglichen Leidens. Aber er ist hindurchgerettet, die Strafe hat ein anderer getragen. Die Wunde ist geheilt. Noch mag das Ächzen und Zittern durch den menschlichen Leib gehen, wie es dem aufgerüttelten Forst nach dem Sturm zu eigen ist, doch was zerbro-

chen und geschaut worden ist, ist «für euch» geschehen, und so steht er als Seher trotz der Müdigkeit auf und ruft seine Botschaft hinein in das anhaltende Grauen menschlicher Verwüstung an Seele und Leib, nicht als Befehl, noch als Gesetz, sondern, und das ist das Bewegende, als Zuspruch und Tröstung, wie wir sie nur von Karfreitag und Pfingsten her verstehen können. Seine Novellen und letzten Reden sind dem Berichterstatter und Freund am nächsten. Dort spürt er am klarsten den leidenschaftlichen Widerstand gegen den Ungeist, ein Ringen um Gottes Gerechtigkeit, das Bekennen von Schuld und das Bussetun. Nicht umsonst musste er Niemöller und allen andern namenlos Tapferen ins Konzentrationslager folgen. In der Novelle *Der brennende Dornbusch* lebt der heimgekehrte deutsche Soldat nur dem einen Gedanken: die Gerechtigkeit im Gericht zu erkennen, aufzubrechen in das Land seines Feindes und die brüderliche Hand zur Wiedergutmachung hinzustrecken. Er ist bereit, dafür seinen einzigen Sohn hinzugeben. Unvergesslich ist die Antwort, die er vom belgischen Vater erhält, der als Christ dieses Opfer zurückweist.

Ernst Wiechert gehört zu jenen Vereinzelteten, welche die Gottferne bis zur Verzweiflung erlitten haben. Die Frage nach dem lebendigen Gott stellt er immer neu, und er muss auf diese Frage auch immer wieder neu antworten. Als Vereinzelter teilt er das Schicksal seines Volkes, für das die Zukunft die beiden Wege offen lässt, denjenigen hinein in den Abgrund der seelischen Vereinsamung und des Sterbens oder denjenigen zur Gemeinschaft, wo der Einsame als Bruder bei Haupt und Gliedern Erfüllung findet, aber auch Spott und Leiden, deren Sinn und Überwindung in der Erlösungstat Jesu Christi beschlossen liegt. Diese steht am Anfang von Gemeinde und Gemeinschaft, dem Ziel jeder, dem Glauben dienender Kunst.

Ein verspäteter Gast kommt an. Kurze Zeit darnach wird der Stift niedergelegt und das Gespräch zeichnet weiter. Sobald der Blick frei durch das Zimmer streift, wandert auch Frage und Antwort durch eine weite Landschaft. Die Amerikaner haben für den Dichter viel Verständnis. Doch ereignen sich Dinge, wie ein Auszug der amerikanischen Truppen aus einem oberbayrischen Dorfe, die sehr zu denken geben. [Die noch vorhandenen Lebensmittelvorräte wurden angesichts der versammelten Dorfbevölkerung mit Benzin übergossen und verbrannt. Die Offiziere, darüber befragt, taten dies gegen ihren eigenen Willen, wie es heisst, auf Befehl aus Washington.](#) Auch die UNNRA wird schwer verstanden, wenn sie nach von den Siegern abgelehnter Methode wegnimmt, um zu helfen. Wohnungen und Kartoffeln deutscher Familien müssen oft für die Displaced per-

sons, darunter besonders den deportierten Polen zur Verfügung gestellt werden. Die Polen indessen sollen nächtliche Streifzüge in die Umgebung Münchens machen, wo sie in einsamen Gehöften plötzlich mit der Maschinenpistole in der Hand zur Plünderung erscheinen.

---

Während der Drucklegung des *Tagebuches* ist uns bekannt geworden, wie sehr diese Haltung der UNNRA in Amerika verurteilt wird. Dr. Michelfelder stellt uns Aufsätze zur Verfügung, die, zum grössten Teil aus seiner Hand, in der amerikanischen Presse erschienen sind. Ihre Überschriften lauten:

UNNRA AN INTERNATIONAL FAILURE (UNNRA, ein internationaler Skandal).

POPPEN URGES PROTEST TO WASHINGTON (Poppen schickt dringenden Protest nach Washington).

STEPS IN THE RECHRISTIANISATION OF GERMANY?

(Schritte zur Verchristlichung Deutschlands?)

OUR LAST OPPORTUNITY (Unsere letzte Chance).

Dr. Michelfelder, der wesentliche Fragen der Befriedung und des Wiederaufbaus mit dem Chef der amerikanischen Militärverwaltung, General Eisenhower, bespricht, teilte uns bei einer Unterredung in Genf mit, dass an einem Tage sechshundert UNNRA-Angestellte abgesetzt wurden wegen unverantwortlicher Ausübung ihres Amtes. Er legte die Notwendigkeit dar, Beamte einer Zahn-um-Zahn-Politik durch Christen zu ersetzen, wobei er, unter Christentum die Besinnung auf die eigene Glaubensgrundlage voraussetzend, jene Weite und Barmherzigkeit versteht, die den Hilfebedürftigen auch dort erkennt, wo er als besiegter Feind oder als Glied einer andern Konfession erscheint.

Auf diese Weise wird im Augenblick eine «humane und geordnete Ausführung» der Beschlüsse von Jalta und Potsdam, in denen es heisst: «Die Deutschen zuletzt», erhofft. Diese Entschliessungen sind ja ohne die erschütternde Gegenwart der Millionen Ostflüchtlinge in den Ruinen des Landes gefasst worden. Ihre Zahl überschreitet in mehreren Provinzen die Bevölkerungsziffer. Schwere Epidemien sind im Entstehen, die sich über ganz Europa auszubreiten drohen, wenn nicht unverzüglich und wirksam eingegriffen wird.

Die Lebensmittelverbrennung findet er unentschuldigbar, eine grosse Sünde. Sie ist auch in Frankreich vorgekommen und muss der Militärverwaltung zur Last gelegt werden. Es geschieht

immer wieder, dass Kapitäne allgemeine Befehle, z.B. «an einem zu räumenden Orte sind keine Lebensmittelbestände zurückzulassen», schematisch verstanden ausführen. Sie mögen dazu verleitet werden, weil für das Verkaufsrecht an die Zivilbevölkerung keine ausdrücklichen Anweisungen bestehen. Der amerikanische Soldat vertritt den Staat, kein Christentum. Seine jetzige Mentalität ist: Sich um nichts kümmern. Seine Hauptsorge: Sobald wie möglich nach Hause!

Die äusserste Dringlichkeit der zu schaffenden Zivilverwaltung wird in Amerika erkannt und gefordert. Doch hängt ihre Beschleunigung vom Gedeihen der UNO ab.

Vom raschen Pulsschlag der aktuellen Nöte schweifen die Gedanken wieder zurück zu Kunst und Künstlern. Viele sind «umgefallen», wenige tapfer geblieben, wenige haben durch die Versuchungen und Leiden hindurch Bewährung und Läuterung ihres Menschseins und Werkes erfahren dürfen. Von der gegenwärtigen Dichtung des Landes wird Werner Bergengruen und Reinhold Schneider genannt, deren Werke zur reifen Aussaat heranwachsen.

Drei Kerzen sind es, die jetzt auf dem Tannenbaum, den der Dichter selber aus dem Walde holte, angezündet werden. Während der Schnee draussen die letzten grünblauen Äste zudeckt, geben sie einen hellen Schein. Ihr Licht fällt auf eine aufgeschlagene alte Familienbibel unter dem Baum. Der Anfangsbuchstabe des 47. Kapitel des Jesaias glänzt auf. Wir rücken zusammen und das Bild von Käthe Kollwitz, gemalt von Leo von König, sonst als Maler der Gesellschaft bekannt, tritt mitten in den Kreis hinein. Sie hat das Schicksal der Hungernden und Bedrängten bis zuletzt geteilt und, ausgelöscht, erhebt sie lebendiger denn je ihre Stimme. Ähnlich hängt der Dichter an Barlach, dessen Nachlass er mitverwalten hilft. Er rühmt hier das Verständnis der Amerikaner, denn es gilt seine verbliebenen Arbeiten in Güstrow, Plastiken und Dramen, als Zeugen bessern Geistes herüberzueretten. –

Nun liest uns der Dichter sein eindringliches Gedicht von der Liebe. Georg Thüerer antwortet mit einer Gegengabe in Glarner Mundart.

Wie Stunden reicher als Jahre sein können, so ist auch jetzt noch manches aufgebrochen, das wohl vergraben bliebe, wenn nicht das Gericht über das Land gegangen wäre. Ernst Wiechert greift zwölf Jahre zurück, in die Zeit, wo wir über den *Fischern* zusammengesessen sind, und er dem Malerneuling das Wort zu seinen Bil-

dern von der kurischen Nehrung geschrieben hat. Er setzt sich an den Flügel und mit Frau und Tochter singen sie leise das litauische Lied des Daino. Die ganze wehmütige Einsamkeit der Nehrung tritt herauf, der Sand, der die Erde für die Saat und die Gefahr für das Leben ist. Der Fisch und der Sturm, die Frau und der Mann, das Abendmahlsbrot, nach dem die verkrusteten Finger der Fischer sehnhchlichst langen, das Tal der Toten in der Düne und das Morgenrot, das über dem Haff herauflichtet.

Es ist Zeit zum Gehen. Noch werfen wir schnell einen Blick in den Stall von Bethlehem, den Frau Wiechert gezimmert hat. Er bewahrt Heu oben in der Tenne, und wir denken an die Engel Altdorfers, die über die wackelige Leiter hinweg hinaufsteigen und das Heu in Bündeln auf den kalten Boden hinunterwerfen, wo der Herr der Herren, der Knecht der Knechte friert.

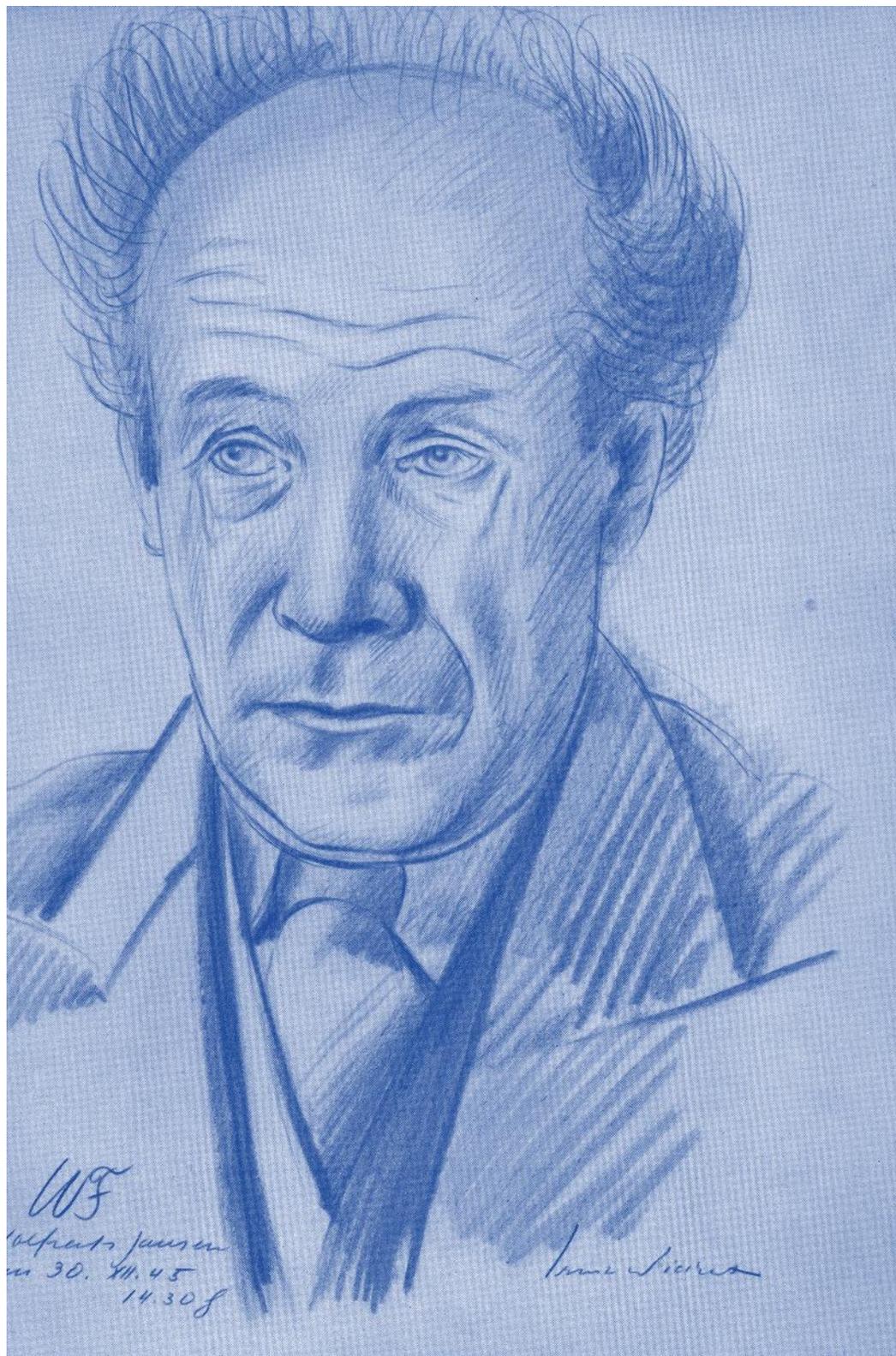
Auch hier die Schäflein, wahrscheinlich von der gleichen Künstlerin, wie wir sie bei Kardinal Faulhaber gefunden haben. Frau Wiechert hat in trostloser Zeit auch den Ochs und den Esel des Stefan Lochner gezeichnet, jene zottigen lieben Geschöpfe, die an der Krippe Wacht halten.

Nun ist es Zeit. Ernst Wiechert tritt in Mantel und Pelzkappe vor uns hin. Sobald das Heim sicher ist vor Plünderern, wird er uns in der Schweiz besuchen.

Der Wagen fährt langsam in die neuerschneite dunkelnde Landschaft hinein. Durch das hintere Fensterchen sehen wir den Dichter stehen, angewurzelt und still. Seine Gestalt rückt immer ferner, und die Schneeflocken überdecken langsam und bestimmt den schliesslich nicht mehr erkennbaren Leib, dessen Geist unverrückbar das Herz bewegt.



Da die Bildnissitzung bei Kardinal Faulhaber zeitlich zusammenfiel mit dem Besuch der Delegation in einem Flüchtlingslager, musste ein Weg gefunden werden, diesen letzten Abend noch ein solches aufsuchen zu dürfen. Eine kurze Begegnung während des Empfangs im Rathaus mit der mir von Berlin her zufällig bekannten Gräfin Lichnowsky, sollte doch noch zum Ziele führen. Da sie die Verbindung zwischen dem städtischen Wohlfahrtsamt und der amerikanischen Militärverwaltung herstellt, konnte sie mir in verdankenswerter Weise über den Vorsteher des Amtes, Dr. Hamm, diesen packenden Einblick verschaffen. Punkt 18 Uhr stand der Wagen des Wohlfahrts-



WJ

W. J. Johnson  
on 30. III. 45  
14.30 f

Tomás Sierka

amtes am Schweizer Konsulat. Herr Bedel, der Lagerinspektor, nimmt mich und einen Kameraden, der sich uns anschliesst, mit. Er führt uns in ein Lager ausserhalb Münchens, nach Alach 2. Unterwegs blendet plötzlich die Lichtreklame eines «Cinema for allied military personal». Die Strassen werden immer schlechter. Bei unserem Schneefall gelangen wir durch den tiefen Dreck zu den im Dunkeln kaum erkennbaren Baracken. Unter dem Inspektorat des städtischen Wohlfahrtsamtes befinden sich zweiundzwanzig Lager, die zur Zeit überfüllt sind. München kann keine weiteren Flüchtlinge mehr fassen und die Aufgabe der Behörden besteht darin, die ankommenden an der Stadt vorbeizuleiten. Wir fragen: Wohin? Nach Westen. Auf den Einwand, dass die Dörfer bereits überfüllt seien und die westlichen Städte eher mehr zerstört, zuckt er mit den Schultern. Wie bereits berichtet, werden die Flüchtlinge in der Nacht auf dem Hauptbahnhof und im grossen Bunker empfangen und weitertransportiert. An den Ostgrenzen, z.B. in Österreich werden sie in Wagen hinein verfrachtet. Dabei kommt es vor, dass Eltern und Kinder, die auf dem Bahnsteig noch zusammen waren, in verschiedene Züge gesteckt werden und an getrennten Orten ankommen. Zufällig soll ein Güterzug an einem ganz andern Ort geöffnet worden sein. Man entdeckte völlig erschöpfte und tote Kinder darin. Seit Kurzem besteht ein Meldedienst von der Grenze in die Stadt, der neue Transporte beizeiten bekannt gibt.

Die Lager befinden sich am Stadtrand und ausserhalb. Die Insassen besorgen die Verwaltung selber, arbeiten tagsüber im Lager, aber auch in München, sofern ihr besonderer Beruf oder ihre Arbeitskraft dort gebraucht werden können. Für zwölftausend Flüchtlinge stehen viertausend Woldecken zur Verfügung.

Wie wir in die niedere Baracke eintreten, hat eben Kurzschluss stattgefunden. Bis es Licht gibt, wird uns der Lagerleiter Beyer, ein ehemaliger Kompagnieführer im Südosten, vorgestellt. Dieser Posten wurde ihm anvertraut, weil er den Heeresdienst nicht mehr zu verantworten wusste und sich deshalb mit seinen Vorgesetzten überworfen hatte.

Zuerst begeben wir uns zur Abteilung der Jungesellen. Ein Ofen heizt ziemlich warm. Der Raum stinkt nach ungewaschenen Kleidern, Schweiss und faulendem Stroh. Die Männer jeden Alters, Herkunft und Berufs sind hier zusammengewürfelt. Von Danzig bis zur rumänisch-jugoslawischen Grenze verläuft die Linie, aus der sie aufgebrochen oder abgeschoben worden sind. Am stärksten aber sind Sudentendeutsche und Oberschlesier vertreten.

Ein Schuhmacher versucht aus miserabeln Hudeln von ehemaligen Schuhen etwas Anziehbares zusammenzuflicken. Die ältern Männer sind mit Holzböden besser geschützt. Die Gesichter sind blass und mager, die Bewegungen müde, wie diejenigen der meisten Münchner, denen wir auf der Strasse begegnet sind.

Nun werden wir in eine Familienbaracke geführt. Die Kinder gehen barfuss auf dem nasskalten Boden. Viele sind schmutzig. Was ihnen vor allem fehlt sind: Milch, Stärkungsmittel, Kleider, Schuhe und Strümpfe. Auffallend ist die kleine Zahl der Männer. In der hintern Ecke eine Mutter mit acht Kindern. Schlecht zugedeckt, so dass man seine dreckigen Füsse eben noch sieht, liegt ein Junge auf der Pritsche. Er hat hohes Fieber und Bauchweh. Es wird Blinddarm vermutet. Die Mutter ist sehr unglücklich, denn sie hat im Krieg einen Sohn und im Lager eine vierzehnjährige Tochter und einen fünfjährigen Sohn bei einem Unfall verloren. Sie erhofft für den Kleinen Spitalbehandlung. Wir müssen das Wissen für uns behalten, dass auch die Spitäler überfüllt sind und Operationen abgeschoben werden. Ihre Kinder, mit grossen Augen, bleichem Antlitz und schlaffen Bewegungen, stehen um sie herum, während sie zu schluchzen beginnt. Auf einem Fensterbrett liegt eine kleine gebrauchte Bibel. Wir versuchen sie mit dem Hinweis darauf zu trösten. Da schaut sie auf, und erleichtert, fast strahlend erzählt sie, dass sie diese von ihrem grossen Jungen zur Weihnacht bekommen habe. Der Junge steht glücklich dabei. Wir Besucher erleben Weihnachten und achten erst jetzt besser das munzige Tannenbäumlein auf dem obern Fensterbrett, mit – man kann es fast nicht glauben – einer Spielzeugkanone darunter. Sie haben sie eben gefunden, heisst es, und dem Kleinsten geschenkt. Die Kinder haben doch so Freude am Schiessen... Wir fragen: Ist denn des Schiessens noch nicht genug? Lässt sich nicht aus Rädern und Geschützrohr eine Lokomotive bauen? Dieser Vorfall erinnert an den Bericht des Schulinspektors beim Empfang im Rathaus. Die Amerikaner hätten für die untere Stufe der Schulen das Lehrbuch der Vomazizeit, sozusagen unbesehen, gedruckt. Die nationalistischen Spielzeuge des Krieges sollen dort den Kindern, unter den Weihnachtsbaum gelegt, dargestellt sein.

Wir treten in eine andere Baracke und besuchen eine Mutter mit sieben Kindern. Die älteste Tochter geht zum Unterricht nach München und will Dolmetscherin werden. Nach zweijähriger Flucht ist die Familie hierhergelangt. Endlich konnte die Mutter die Tochter zur Ausbildung geben. Daneben verdient das Mädchen, als einzigen Verdienst für die Familie, mit Maschinenschreiben etwas Geld.

Sie sitzen um den Tisch. Auf einer Schüssel ein paar Brocken brüchig gewordenes, altes Brot und Kartoffeln. Sie essen aber nicht. Die Frau klagt, denn sie hat erfahren, dass dieses Lager am 3. Januar aufgelöst wird. Während, endlich einen Anfang gefunden zu haben, hält sie nun alles für verloren. Sie müssten von hier ins Niemandsland hinaus! Sie wäre ja gerne bereit, im ganzen Lager die Klosetts zu reinigen, wenn sie mit den Kindern hier bleiben dürfe. Und sie holt tief aus, ihr bisheriges Schicksal zu erzählen und das Erbarmen des Lagerleiters und Inspektors zu erreichen. Diese versprechen ihr Möglichstes zu tun, und wir legen ihnen nachher ans Herz, sie möchten doch darauf achten, solche Familien beisammen zu halten, wo doch heute alles zerrissen werde. Der Trost der Worte für die Familie bleibt einem im Halse stecken, wenn man diese flehenden und bangenden Gesichter sieht. In der Frühe, vor der Abreise stehend, haben wir nichts mehr als ein stammelndes Wort des Zuspruches.

Einen Raum weiter halten wir uns bei einer Danziger Familie auf, die über Berlin-Leipzig hierher geflohen ist. Der Mann, vorher von der Familie getrennt, hat zu Frau und Kindern zurückgefunden. Er hat auch weiter, wie er sagt, Glück gehabt, indem er bald in Landshut die Stelle eines Gerichtsvollziehers, die er schon in Danzig bekleidete, antreten darf. Die Frau will aber nicht mit. Sie traut der Sache nicht. Sie möchte mit den Kindern bleiben, denn hier haben sie doch wenigstens zu essen, eine Schlafgelegenheit und ein Dach über dem Kopf. In Landshut werde auch alles überfüllt sein und sie möchte niemanden hinausdrängen, auch wenn es das Amt des Mannes erlauben würde. Und wer weiss, wie es überhaupt in Landshut stehe? Diese Frau scheint indessen noch nicht zu wissen, dass dieses Lager am 3. Januar aufgelöst wird. Wir spüren, wie das Mutterherz nach allen Seiten gerissen wird, wie Misstrauen nach all den Enttäuschungen und Zweifeln die Seele anfrisst. Man kann an das verheissungsvolle Versprechen einer Stelle in Landshut kaum mehr glauben nach all dem bisherigen. Und andere Flüchtlinge haben nicht einmal diese Aussicht. Wir reden noch etwas mit ihnen und erfahren dabei, dass eine der schönsten Kirchen Europas, die Danziger Marienkirche, in Asche liegt, und die schöne Altstadt auch dort völlig zerstört sei. Bei der Frage nach dem *Jüngsten Gericht* von Meister Memling in dieser Kirche, leuchtet es in der Frau auf einmal auf: «Ja, ja, das war ein so schönes, eindrucksvolles Bild, oh, das wird auch zerstört sein!» Der Mann scheint die Geschichte von der Hansa zu kennen, die das Bildwerk aus einem Seetransport, der nach Italien hätte gehen sollen, raubte und nach Danzig entführte. Dass wir von ihrer Heimat nur ein klein wenig etwas

wussten, hat den dunkeln und schweigenden Vorhang, der über ihrem Schicksal lastete, etwas gehoben.

Ähnlich erging es uns bei einer Familie aus Gumbinen-Insterburg, aus der Nähe der kurischen Nehrung und der masurischen Seen, der Heimat Wiecherts. Von dort oben sind sie vom Kriege herabgetrieben worden. Dabei muss man wissen, dass die Strecke Königsberg-Berlin soweit ist wie Berlin-Rorschach. Auch hier ein Aufatmen, wie wir auf ihre Heimat zu reden kommen. Es ist, wie wenn das Lied, das uns der Dichter mit Frau und Tochter am Nachmittag gesungen hat, neu auf klinge, Zusammenhang schaffe, wo alles zerschlagen ist.

In der Mitte fällt uns ein Weihnachtsbaum auf mit merkwürdigem, aus Papierstreifen selbstverfertigtem Schmuck. Ein weisses Kleid wie von St. Galler Stickerei liegt über dem Baum, festlich und zart. Wir freuen uns und erfahren, wie sehr die Leute an der Hilfe und den vielen brüderlichen Besuchen des Pfarrers, den wir in der Stadt beim bischöflichen Empfang kennen lernten, hangen. Auf der andern Seite der Stube klagt eine Frau, die alles verloren hat. Sie weiss um den 3. Januar. Er trifft auch sie besonders hart. Ihr Fussgelenk ist schmerzhaft geschwollen. Sie kann nicht mehr gehen, alles doktern hilft nicht und doch muss sie unbedingt zur Stadt. Dort liegt ein Paket für sie von gütigen Verwandten. Doch ist niemand da, der es holen kann, und wenn das Lager aufgelöst wird, ist für sie auch dieser letzte Schimmer einer Hoffnung dahin.

Es ist spät geworden. Noch stehen wir mit dem Inspektor und dem Lagerleiter Beyer und einigen Männern aus der Baracke zusammen und tauschen ein paar Gedanken aus. Was wir im Ausland vor allem nicht verstehen, ist, dass das deutsche Volk dieses Schreckenregiment solange ertragen hat, und die Furchtbarkeiten in den Lagern ihm die Augen nicht zu öffnen vermochten. Bedel antwortet, dass niemand etwas gewusst habe von den Untaten in den Lagern, weil jeder, aer herauskam, peinlichst schwiege, aus Angst vor seiner neuen Festnahme und stärkerer Bestrafung. Er beschreibt die Bespitzelung bis zu hinterst in jede zivile Stube. Die dabeistehenden Insassen des Lagers aus Oberschlesien sind hingegen der Meinung, dass den Bewohnern der Gegend von Auschwitz das Grauenhafte, das dort geschah, bekannt war, da die Eisenbahner, die vorerst die Züge der SS in das Vergasungslager leiten mussten, beobachteten, wie keinerlei Mitfahrende je wieder zurückkamen oder gesehen wurden. Schliesslich verweigerten sie diesen Dienst und die SS musste die Transporte selber übernehmen.

Von den Vergeltungsmassnahmen in Oradour, Vercors und Lidice scheinen sie nichts zu wissen. Beyer meint verbittert, dass

das deutsche Volk wieder einmal mehr den Karren allein aus dem Dreck ziehen müsse, denn ringsherum begegne es jetzt, nach diesen Verbrechen, nur dem Hass des Auslandes. Es verstehe eben nicht Politik zu machen und das Beste sei, es lasse dies auf Jahrzehnte hinaus, ein für allemal, bleiben. Wir versuchen ihm klar zu machen, wie unrichtig gerade diese Haltung wäre, ihre Folgen würde neue Isolierung nach aussen, neues Verfallen an Einzelne nach innen bedeuten. Eine demokratische Staatsform wird von Beyer nicht ohne Weiteres angenommen, denn bereits sehe man wieder neu die vielen Parteien aus dem Boden wachsen, die seinerzeit das deutsche Volk zerrissen hätten. Wir versuchen etwas über das Wesen der Demokratie anzubringen und vergleichen es einem sensiblen Nervensystem, wo es durchaus richtig sei, wenn alle Stände und Interessen ihre Verbindungen nach oben schicken, und es besser ist, wenn kritisiert und gestritten werde. Es müsse aber zu gegenseitiger Achtung und zur Verantwortung am Ganzen führen. Vorbildlich ist zum Beispiel in England, wie Churchill sogar auf der Höhe seiner Wirkungskurve gehen musste, als es die Lage erforderte. In den Parteien habe indessen jedermann als einzelner Staatsbürger Verantwortung zu tragen und dürfe nichts seiner Führung unbesehen überlassen. Einwand: Das kann man nicht von heute auf morgen. Gewiss: England, Amerika und die Schweiz haben auch Jahrhunderte gebraucht. Wichtig scheint uns, dass eine zukünftige deutsche Politik ständig mit dem Ausland in Fühlung bleibt. Das heroisch den eignen Weg des Selbstbewusstseins, der Grösse oder einer Mission wegen gehen wollen, habe noch immer zu Isolierung und Krieg geführt. Bedel stimmt zu, dass von Parteien her die Gefahr für das Staatsganze kleiner sei, als wenn Einzelne zu viel Verantwortung haben, auch wenn das Schiff beim Mitreden vieler, wesentlich langsamer fahre. Die Aussprache im Parlament ist immer eine gegenseitige Korrektur. Es ist besser, die Wäsche jede Woche zu waschen, als Schmutz und Unrat anstehen zu lassen. Es möchte empfehlenswerter sein, nicht eine einzelne Demokratie als Vorbild zu nehmen, sondern da und dort aufmerksam zuzusehen, wie es gemacht wird, das Brauchbare lernen, das andere lassen. Jede Demokratie hat ihre Schwächen, und jede ist an einem andern Ort, auf ihre Art, vorbildlich oder lau. Der ernsthafte Versuch der Demokratie muss überhaupt immer wieder neu angefangen werden. Auf den Nationalsozialismus dürfe man in keiner seiner Formen zurückkommen.

Es sind keine umstürzenden Gedanken, die wir, im Bemühen, Hals über Kopf etwas nicht ganz Falsches zu sagen, mit den deutschen Männern pflegten. Aus den paar Worten ging jedenfalls das

eine hervor, wie dankbar sie sind, wenn man überhaupt mit ihnen redet, und sie mit ihrer geistigen und materiellen Not ernst nimmt. Denn bereits fühlen sie sich wieder auf sich allein angewiesen, isoliert, nur gehasst, wenn nicht schon verfolgt. Ein ungeschicktes Wort treibt sie in Verhärtung oder Verzweiflung. Sobald das Eis dieser einfachen Menschen gebrochen ist, werden sie zugänglicher, haben weniger vorgefasste und verbitterte Meinungen und hören eher, manchmal gerne zu, wie man es andernorts macht, soweit man die Dinge überhaupt «machen» kann. Wie sie unter Hitler gewohnt waren, von oben herab behandelt zu werden, sind sie das auch jetzt noch, wenn Fremde kommen. Sie fügen und ducken sich, aber sie werden nicht frei von sich selber und nehmen schliesslich unsern Rat gewissermassen als die «Erziehung des vierten Reiches», einer Variation desselben Themas entgegen. Die Hilfe an die Deutschen wird mit darin bestehen, dass die Helfenden das auch wirklich sind, was sie predigen: Demokraten nicht nur in der Urkunde, Christen nicht nur im Buchstaben. Judenhass der Deutschen darf nicht mit Deutschenhass der Sieger vergolten werden. Unter zehn wird ein Bussfertiger angetroffen. Dieser ist nicht zu übersehen, denn er ist ein Schlüssel zur Genesung des ganzen Volkes. Und wenn man über die Behandlung des besiegten Herrenvolkes verschiedener Meinung ist, so wird man dies nicht seinen Kindern, und besonders nicht den Flüchtlingen gegenüber tun dürfen, die jetzt nach dem Prinzip der gewaltsamen Entwurzelung die Ruinen des ehemaligen Reiches überfluten. Diese Millionen fahler Gesichter treten zuerst und beschwörend vor das, vom Rausche aufwachende, deutsche Volk. Ihre flehenden, umherirrenden Geister mahnen es an die von ihm Gefolterten und Ermordeten. Die Schuld sucht die Sühne. Die Strafe ist im Vollzug und nichts ist, was sie aufhält. Es ist die Zeit, wo jene Propheten aufzustehen haben, die rufen: «Vergib ihnen ihre Sünde, wo nicht, so vertilge auch mich aus deinem Buche, das du geschrieben hast.» Diese Propheten sind unterwegs. Ihnen verdanken wir das wesentliche Erlebnis dieser Münchner Tage. Angesichts der Verhärtung des Volkes und angesichts der uneingedämmten Heere von Flüchtlingen, die weitgehend der sorgenden Kraft arbeitender Männer entbehren, sind wir aus unserer Zuschauerstellung herausgerufen. Im Gleichnis jammerte es den Vater seines verlorenen Sohnes von ferne, bevor der Umkehrende ein Wort der Busse und der Reue stammeln konnte. Die seelentötende Gewalt kennen alle diese Ostflüchtlinge seit Jahren, die strafende Gerechtigkeit erfahren sie jetzt Zahn um Zahn zugleich mit ihrem Muttervolk. Was sie aber nicht kennen, ist der Ruf zur Umkehr aus dem Munde derer,

die beizeiten im Konzentrationslager zum Verstummen gebracht worden sind. Was sie auch nicht kennen ist der selbstlose Versöhnungswille des Auslandes. Das aber betrifft nun unsere eigene Umwandlung, zuerst und zuletzt, so wir Busse fordern. Wir sind nicht in der Lage Gottvaters, der mit reinem Herzen und unbefleckten Händen strafen oder sich erbarmen kann. Als das Hitlervolk von Sieg zu Sieg taumelte, gingen Jahr für Jahr die Kanonen über unsere Grenzen, schneller, als deren Opfer, die verstörten Fliehenden, herein. Heute verlangt der grosse Haufe eifrig Hass und Vergeltung gegenüber *allem* Deutschen (was unweigerlich als Abwehr neuen Nationalismus schürt). Ist dieser grosse Haufe bei Kriegsbeginn, als die Herrenmenschen am Zug waren, ebenso sehr gegen Gewalt und Verfolgung einer Rasse aufgestanden? Wenn wir, die wir weitgehend die deutsche Sprache sprechen, selber vor sie hintreten können als diejenigen, die nicht den falschen Idolen des Ungeistes, der Rache und der Gewaltgläubigkeit verhaftet sind, als Freie, weil von sich selber befreit, als Versöhnungsbereite, weil zuerst mit Gott versöhnt, so sind wir für sie mehr als ein Tropfen auf einen heissen Stein.

Dann werden wir die Stimme des Mannes, der durch Buchenwalde hindurch gegangen ist, nicht überhören:

---

«Lasst uns erkennen, dass wir schuldig sind, und dass vielleicht hundert Jahre erst ausreichen werden, die Schuld von unsern Händen zu waschen. Lasst uns aus der Schuld erkennen, dass wir zu büssen haben, hart und lange. Dass wir nicht Glück und Heim und Frieden zu haben brauchen, weil die anderen glücklos und heimlos und friedlos durch uns wurden. Lasst uns erkennen, dass für uns das barte Gesetz geschrieben wurde: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut! Lasst uns nicht auf begehren dagegen, weil wir zwölf Jahre gerichtet haben nach dem Gesetz des ‚Übermenschen‘: Auge um nichts, Zahn um nichts, Blut um nichts! Es ist ein gerechteres Urteil, das uns gesprochen wird, als es dieses Urteil war. Zunächst aber lasst uns einen neuen Anfang setzen, einen neuen Grenzstein vor einem neuen Feld. Lasst uns ausrotten, was unseren Weizen verdarb, mit Ähre und Halm und Wurzeln ausrotten, ja, mit dem Boden, der die Wurzeln trug. Lasst uns die Henker auslöschen von unserer Erde, die Marktschreier, die falschen Propheten. Lasst es uns ohne Hass tun, wie der Pflug ohne Hass das Unkraut wendet, aber lasst es uns ohne Gnade tun, wie sie ohne Gnade waren. Wer Gnade mit dem Aussatz hat, verdirbt. Aber, meine Freunde, lasst es nicht dabei bewenden. Nicht bei Urteil, Zerstörung und Ver-

nichtung. Bevor wir einen neuen Anfang setzen, lasst uns noch einmal die Waage in der Hand halten, soweit es uns zukommt. Und lasst uns der Worte gedenken, die Abraham zu Gott sprach, bevor er Sodom und Gomorra verdarb: Willst Du denn den Gerechten mit dem Gottlosen umbringen? Es möchten vielleicht fünfzig Gerechte in der Stadt sein: Wolltest Du die umbringen und dem Ort nicht vergeben um fünfzig Gerechter willen, die darin waren? Das sei ferne von Dir, dass Du das tust und tötest den Gerechten mit dem Gottlosen, dass der Gerechte sei wie der Gottlose!»

(Aus Ernst Wiechert, *Rede an die deutsche Jugend 1945.*)

Durch den schuhtiefen Dreck geht es bei Regen und Wind wieder zurück nach München. Der Inspektor erzählt uns noch manche wertvolle Einzelheit. Ganz schlimm muss sich in den Konzentrationslagern die Vermengung von Berufsverbrechern mit politischen Gefangenen, die alle in den gleichen Sack gesteckt wurden, ausgewirkt haben. Der einfache Mann hat dem Regime im Grossen und Ganzen mehr widerstanden als allgemein bekannt ist. Dies ist uns auch durch Kardinal Faulhaber und Ernst Wiechert gesagt worden. Die Justiz, die jetzt abrechnet, wird darnach trachten müssen, die Herren von oben nicht durch die Maschen gehen zu lassen. Gefährlich waren auch jene von «unten», die «Reichen Mann» spielen wollten, politisch oder militärisch nach Karriere trachteten.

Der Wagen des Inspektors Bedel brachte uns beide nach Hause. Wir nehmen dankbar Abschied. Vor dem Einschlafen revidieren wir noch die Koffer. Die zu verschenkenden Lebensmittel sind bedenklich zusammengeschrumpft. Mit der gütigen Hilfe meines Zimmergefahren, mit dem ich mich zunehmend befreundet habe, bringe ich noch ein ansehnliches Paket zusammen, das wir morgen Professor Günther Dehn in Ravensburg, der schon im ersten Weltkrieg dem Nationalismus, und beizeiten, vor seiner Machtübernahme, dem Nationalsozialismus widerstanden hat, überbringen wollen.

## 31. Dezember

0445 Uhr auf. Der alte Pförtner des Heims will mir ein weiteres Paket an den Pfarrer, der die Lager betreut, besorgen. Gegen ein Stück Wurst und Brot verspricht er alle menschlich möglichen Schnelligkeiten.

Beim Frühstück kann einem Besucher, der begleitet von einer Rotkreuzschwester, aus der Stadt eintraf, das Paket des Pförtners mitgegeben werden. Dieser will die Wurst zurückgeben und kann es, in die Knie sinkend, nicht fassen, dass er ohne Arbeitsleistung etwas behalten darf. ‚Vergelt’s Gott, vergelt’s Gott!‘<sup>c</sup> hallt es durch den langen Gang des Altersheims.

Bei der Abfahrt zum Sammelplatz der Kolonne am Hauptbahnhof ist es noch dunkel. Der Schnee hat sich nun festgesetzt auf den Ruinen der Stadt. Wenig Menschen sind auf der Strasse. So sind es die Ruinen, die uns den Abschied geben, wie sie bei der Einfahrt gespenstig am Strassenrand gestanden haben. Merkwürdig aber ist, wie man sie, selbst bei kurzem Aufenthalt, vergisst und dafür das Schicksal der Bewohner bedrängend vor die Seele tritt. Das bewegungslose, eingefallene Antlitz bleibt gegenwärtig, während wir durch die verschneiten und menschenleeren Strassen in aufgeschlossener Kolonne nach Süden, Richtung Schweiz, fahren.

Es tagt, wie wir beim Tigertank vor Landsberg vorbeikommen. Sein in der Nacht drohendes und gefährliches Aussehen ist jetzt bedeckt von einem weissen Hermelin.

In Landsberg kurzer Aufenthalt. Im Rathaus ist eine erste Kunstausstellung der Künstler aus der Umgebung Münchens. Es wäre zuviel verlangt, wenn man jetzt schon nach frischen und neuen Geleisen Ausschau hielte. Im Grossen Ganzen sind es Maler, die von der Kunstammer des Göbbels ihrer hitlerfeindlichen Gesinnung wegen boykottiert wurden. Diese antinazische Haltung geht quer durch alle Anschauungen innerhalb der Kunst, angefangen vom bekannten Naturalismus der Münchner Schule hin bis zu den Nachfahren des Bauhauses. Menschlich, schlicht und wahr, scheint mir der Christophorus, eine kleine keramische Arbeit von Wilhelm Repsold. Er hat bei aller feiner Qualität ein unüberwindliches Hindernis an sich: die flache, gehobene Hand des Jesuskindes macht zu sehr den Hitlergruss und verdeckt so, was hier sein sollte, das sehr Wesentliche und Ursprüngliche der Logosgebärde mit den ausgestreckten drei Fingern: Ich bin Jesus Christus, der Herr des Himmels und der Erde.

Vor der Weiterfahrt denken wir noch daran, dass auf der Feste Landsberg über der Stadt, der Führer über seinem Buch *Mein Kampf* gebrütet hat, dessen Judenhass mit seinen Auswirkungen so sehr die ganze Welt vergiften sollte. «Er ging durch die edlen Räume», zeichnet die berufene Stimme eines neuen Deutschlands den damaligen Häftling, '«wie ein Knecht durch ein erobertes Herrenhaus geht, mit schmutzigen Stiefeln, mit gestohlenen Ketten behangen, und er begann von den Wänden zu reissen, was ihn in seiner kümmerlichen Jugend mit Erbitterung und Hass erfüllt hatte: die Bilder Gottes, wie die Bilder der fremden Ahnen, die Tafeln des Rechtes, der Duldung, der Liebe und der freien menschlichen Persönlichkeit. Er riss sie herab und trat sie unter seine Stiefel und dafür hängte er auf, was er aus seinen finsternen Schächten mitgebracht hatte: die Tafeln der Gewalt, der Empörung, des Hasses, der Rachsucht. Und über allem das Bild des Antichrist, der die Erde verwüstet, um Gottes Werk zu stürzen. Was waren ihm Kinder und Familien, Stämme und Völker, Herzen und Hirne anderes als Stoff, den man kneten und verwenden konnte, Objekt und Material, das man zu dem Hebel schmiedet, mit dem die Welt aus den Angeln zu heben war? Die Lüge war recht und die Prahlerei war recht, das Blut und die Tränen, die Kerker und der Stacheldraht, Umzüge und Symbole, Titel und Orden, Bühne und Podium.»

Der Rathausabwart meint mit Sicherheit zu wissen, dass die angeklagten Herren in Nürnberg am Ausgangspunkt ihrer falschen Treue und Verschuldung, hier auf der Feste ihre Richtstätte finden werden.

Während wir die bayrische Hochebene durchfahren, lichten sich die Morgennebel immer mehr. Bei Tage erst fallen die vielen Lager auf.

Eine Menge Flüchtlinge und Rückwanderer streben nach Süden und nach Norden. Ob wohl mein Reisebegleiter, der jetzt im Stadtbären fährt, angesichts des Klosters wieder an eine heisse Suppe denkt? Vor Memmingen ein zusammengeschossener Flugplatz mit Flugzeugresten. In Memmingen Mittagsrast. Meine Bemühungen nach Ravensburg zu Professor Dehn zu gelangen, sind endgültig gescheitert. Hoffen wir, dass wenigstens das Paket, das ein ansässiger Schweizer in die französische Okkupationszone hineinbringen will, seinen Bestimmungsort erreicht!

Nach Lindau Kontrolle der Franzosen. Am Zollposten das Plakat: Kommunisten siegen! Etwa 16 Uhr an der Schweizergrenze. Die sanitäre Untersuchung ist schmerzlos. Kurz vor St. Gallen bekommt der Stadtbär einen Anfall von Stallmagnetismus. Im Neudorf aber

hält er brav am Strassenrand. In der Stadt schauen wir neugierig hinaus in die hellerleuchteten Schaufenster, sehen die eifrig und froh beschäftigten Menschen am letzten Tag des Jahres. Wie ein Schatten melden sich die ausgebrannten Löcher der Ruinenstadt, ausgefüllt mit kaltem, lichtlosem Schutt. Bald werden die Ruinenbewohner in die Keller hinabsteigen und in feuchter Kälte den Morgen abwarten.

Am Stammtisch verabschieden sich die Teilnehmer mit bewegtem Dank für die unvergessliche Fahrt.

Es ist Nacht, wie ich durch den Neuschnee den Berg hinaufstampfe. Ich werde am Silvester zu Hause sein, bei Frau und Kindern, in der warmen Stube. Wir werden singen: Ihr Kinderlein kommet ... und zum letztenmal die Kerzen des Baumes anzünden und jede einzeln verlöschen lassen. Einen Augenblick wird es ganz dunkel. Die Kinder sitzen mäuschenstill. Dann flutet das Stubenlicht herein, und es ist grosse Freude. Und morgen beginnt ein neues Jahr mit neuen Aufgaben und neuer Arbeit.

Unwillkürlich denke ich an die unzähligen Wanderer auf den Strassen Deutschlands. Zielloos wandern sie in eine weite Ferne. Sie werden immer müder, so müde, dass sie nicht mehr die Hand aufheben können, um zur Mitfahrt anzuhalten ...

OTTO BRUDER

# DAS DORF AUF DEM BERGE

*Leinen Fr. 5.40*

---

Zum ersten Mal wird uns hier in Form einer spannenden Erzählung das Einzelschicksal eines Bekenntnispfarrers vor Augen geführt, und zwar erzählt von einem einfachen Gemeindeglied, einem Waldarbeiter, der alles miterlebt hat und in seiner schlichten Sprache davon Kunde gibt. Innerlich ergriffen folgt der Leser dem Verlauf der Tatsachen und erfährt durch dieses eine unter vielen Schicksalen, welche Kraft das Evangelium wieder geworden ist, daß es Menschen formt und sie zu unerschrockenen Kämpfern macht. Und es wird vor allem auch deutlich, welche ein Hort der Hoffnung und Zuversicht die wirkliche Kirche für ein bedrängtes Volk werden kann.

---

EVANGELISCHER VERLAG A.G.

ZOLLIKON-ZÜRICH

*Martin Niemöller*

ÜBER  
DIE DEUTSCHE SCHULD, NOT  
UND HOFFNUNG

*48 Seiten Fr. 1.80*

In dieser Schrift begegnet uns der wirkliche Martin Niemöller, der nach achtjähriger Internierung in einem Konzentrationslager zu seinem Volk und zu seiner Kirche zurückgekehrt ist. Er ist zum unerschrockenen Zeugen der Wahrheit geworden. Martin Niemöller sucht das deutsche Volk nicht zu entschuldigen, sondern bemüht sich, das Bewußtsein der Schuld zu wecken, denn er weiß, daß nur die Erkenntnis der Wahrheit zur Vergebung und einem neuen Anfang führen kann. Diese Schrift bringt den eindrucklichen Beweis, daß Martin Niemöller ein entschlossener Kämpfer für ein neues Deutschland ist. Hier bekommt die Welt die deutsche Stimme zu hören, auf die sie so lange gewartet hat.

DEUTSCHE KIRCHENDOKUMENTE

Die Haltung der Bekennenden Kirche im Dritten Reich

*dargestellt von W. Jannasch*

*116 Seiten Fr. 3.90*

Hier erhalten wir eine sehr interessante Darstellung über die Haltung der Bekennenden Kirche im Dritten Reiche. Sie war all die Jahre umstritten. Einerseits war sie vom Nationalsozialismus schwer verfolgt und in ihrer Tätigkeit gehindert und andererseits wurde sie im Ausland angeklagt, weil sie nicht entschiedener Widerstand geleistet hat. Diese Dokumentensammlung zeigt uns nun in objektiver Weise, was die deutsche Bekennende Kirche unternommen und unterlassen hat, so daß uns ein sachliches Urteil ermöglicht wird. Man kann daraus deutlich lesen, daß die Bekennende Kirche in Deutschland eine entscheidende Rolle in der evangelischen Kirche der Zukunft zu spielen haben wird. Daß sie die Grundlage für ihre zukünftige Tätigkeit bereits im Kampf mit dem Dritten Reich gelegt hat, dafür sind diese Dokumente ein Beweis.

---

EVANGELISCHER VERLAG A.G. ZOLLIKON-ZÜRICH